

Sezession

Autorenportrait
Michael Klonovsky

Frank Lisson
Schöpferischer Nihilismus

Martin Lichtmesz
Schwarz-Rot-Gold

Hermann von Laer
Euro-Dämmerung

Felix Menzel
Groß-Schweiz

37

August 2010
10 EURO
ISSN 1611–5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (verantwortlich), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

8. Jahrgang, August 2010, Heft 37

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Versandkosten. Wer Sezession für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 45 €, ermäßigt 30 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10,– € Porto im Jahr. Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

Manuskripte sind stets willkommen und sollten für einen Kurzbeitrag 8.500, für einen Grundlagenbeitrag 14.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Albersroda
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Motiv der Titelseite:
Arbeiter an der Maschine, UdSSR 1931

In der Mitte des Heftes finden Sie diesmal Bildtafeln mit A. Paul Webers Notgeld.

1 **Editorial**

Grundlagen

2 **Autorenportrait Michael Klonovsky**
Günter Scholdt

8 **Literatur aus der Schuldkolonie Deutschland**
Gespräch mit Thorsten Hinz

12 **Schöpferischer Nihilismus Lange lesen – oder Hegemann?**
Frank Lisson

16 **Was heißt »Antisemitismus«?**
Siegfried Gerlich

22 **Postnational oder futsch – Europas Balanceakt**
Martin Schmidt

26 **Euro-Dämmerung**
Hermann von Laer

30 **Vom Reversiblen in der Politik**
Karlheinz Weißmann

Kurzbeiträge

34 **Raumgewinn! Über die nächste deutsche Revolution**
Ein Gespräch mit Bernd-Thomas Ramb

36 **Der Schweiz beitreten – die Schweiz zerschlagen**
Felix Menzel

38 **Wer meint was mit Schwarz-Rot-Gold?**
Martin Lichtmesz

40 **Noch mehr blonde Bestien**
Olaf Haselhorst

41 **50 Jahre Anti-Baby-Pille**
Ellen Kositza

42 **Der »Fall Island«**
Wiggo Mann

43 **Heideggers verflixtes Jahr**
Erik Lehnert

Dienste

44 **Rezensionen**

52 **Vermischtes**

56 **Briefe an Alle und Keinen**

Editorial

von Karlheinz Weißmann

Vor einigen Monaten geisterten die Ergebnisse einer Umfrage durch die Medien, denen zufolge die Deutschen das beliebteste Volk der Erde seien. Wer das damals nicht glauben wollte, sieht sich korrigiert. Die Fußballweltmeisterschaft hat es gezeigt, sogar die Franzosen loben unseren Teamgeist, britische Massenblätter halten ihrer eigenen Equipe die deutsche Disziplin vor, ganz ohne Verweis auf »the Blitz« oder »the Wehrmacht«, und noch unsere Niederlage im Halbfinale brachte uns Sympathiepunkte: Verlierer wie andere auch, der Deutsche ist ungefährlich, strebt nicht mehr nach Weltherrschaft, nicht einmal auf dem Fußballplatz.

Man soll das alles nicht überinterpretieren, wird aber doch sagen können, daß die anderen begriffen haben: Wir sind ihnen mittlerweile ähnlich und das heißt kalkulierbar – keine *incertitudes allemandes* – keine »deutschen Ungewißheiten« mehr, kein Spezifikum. Das geht noch über erfolgreiche Verwestlichung oder Amerikanisierung hinaus, das ist das Ende einer Zivilisierung, die nach und nach alles einebnete, was einmal als »typisch deutsch« gefürchtet und/oder bewundert war. Daher rührt auch die Unbeschwertheit des neuen Patriotismus. Denn weder dieses noch das letzte schwarzrotgoldene Sommermärchen hatte etwas mit »Vaterland« zu tun, nur mit kollektivem Wohlgefühl.

Was einmal im ausgezeichneten Sinn deutsch war, hat sich längst verloren in einem langen Prozeß der Abschleifung und Kommerzialisierung: angefangen bei der militärischen Tapferkeit und der Güte des Erziehungswesens, über die Ernsthaftigkeit im Geistigen, den Widerwillen gegen Parteibuchwirtschaft, die Unbestechlichkeit in der Staatsverwaltung bis zur Tüchtigkeit einer Politischen Klasse, der es an Gewieftheit fehlte, die das aber durch eine nicht unsympathische Direktheit wettmachte. Auch an der Wahl des Bundespräsidenten ist der mittlerweile erreichte Grad an »Normalität« ablesbar. Man mußte keine Sympathie für die Hinterabsichten der Sozialdemokratie bei der Kandidatenauswahl haben, um doch zu verstehen, daß Joachim Gauck für das alte Deutsche stand, Christian Wulff für das neue. Man hat Wulff als »89er« vorgestellt, der im Gegensatz zu den »68ern« ohne utopische Entwürfe auskomme. So ist er: »pragmatisch« in dem Sinn, daß er Politik als ein System von Aushilfen versteht, nicht als Kunst des Möglichen, sondern als Ochsentour, Netzwerken, Imagepflege und Witterung für die Tendenzen des Zeitgeistes. Sein »Erfolg« als Ministerpräsident Niedersachsens wurde deshalb auch nicht an der Durchsetzung bürgerlicher Programmatik gemessen, sondern am Geschick im Machterhalt. Dabei war »Integration« ein bevorzugtes Mittel. Integriert hat Wulff all jene, von denen zu fürchten stand, daß sie unbequem werden könnten: die Opposition von links durch Bestandsgarantie auf allen gesellschaftspolitischen Feldern, Niveausenkung und Zugeständnisse in der Schulformfrage, den wachsenden Bevölkerungsteil ausländischer Herkunft durch Vorbereitung von *affirmative action* und die Ernennung der ersten Ministerin mit türkischen Wurzeln.

Solche Integration ist natürlich nur sinnvoll, wenn sie die Zielgruppe erreicht und die übrigen träge genug sind, sich Bevorzugung bieten zu lassen und die Kosten zu übernehmen. Wulff scheint diesbezüglich mit der Bilanz durchaus zufrieden. In seiner Antrittsrede als Bundespräsident hat er schon deutlich gemacht, daß er sich als Staatsoberhaupt nicht des deutschen Volkes, sondern der »bunten Republik Deutschland« versteht. Auch das zeigt, daß wir »angekommen« sind und denselben Weg gehen wie Amerikaner, Engländer, Franzosen, hin zum ethnischen Konglomerat. Zusammengehalten wird so etwas – wenn überhaupt – durch die Aussicht auf Massenlebenswert oder soziale Umverteilung, ergänzt um ein Klientelsystem, in dem wieder Herkunft oder sonstige objektive Merkmale über Zugangschancen entscheiden, dekoriert mit einem »republikanischen« Selbstverständnis ohne Inhalt. Auch das kann, wer mag, als Fortschritt werten. Aber es gibt genügend Hinweise darauf, daß wir das westliche Konzept ausgerechnet in dem Moment ohne Vorbehalt akzeptieren, in dem es das Ende seiner Entwicklungsmöglichkeiten erreicht.

Autorenportrait Michael Klonovsky

von Günter Scholdt

Die kollabierte DDR hat uns Bewohnern der alten Bundesrepublik nicht nur eine Welle schriftstellerischer oder kabarettistischer Ostalgie beschert, darüber hinaus Politcharaktere vom Schlage Thierses und Gysis oder eine Kanzlerin, deren anpassungsgeniale Kompatibilität mit westdeutschen zivilreligiösen Netzwerken geradezu gespenstisch anmutet, sondern als heilsames Serum auch zwei Publizisten, deren Erscheinung die ausgepowerte Kulturszene nun wirklich bereichert. Der erste ist Thorsten Hinz, dessen solitäre analytische Intelligenz nicht zuletzt daraus hervorgeht, daß ihm die Mainstream-Journaille rigoros die Talkshow-Plattformen verweigert. Der zweite ist Michael Klonovsky, dessen literarisches Talent ebenso bestaunt werden kann wie der Umstand, daß sein publizistischer Freimut ihn noch nicht in die übliche korrektheitsbedingte Ausgrenzung geführt hat.

Deutscher Dialog 2020 (frei nach Kleist):
– Warum hast du, mein Vater, nichts gegen den Holocaust unternommen?
– Weil ich Jahrgang 1962 bin, mein Sohn.

Solche Konstellation erregt Interesse, das die folgende biographische Skizze weiter fördern möge. Klonovsky wurde 1962 in Schlema (Erzgebirge) geboren. Umgezogen nach Ostberlin, folgten Maurerlehre, Abitur und diverse Hilfsarbeiterjobs, zuletzt als Korrekturleser bei der LDPD-Tageszeitung *Der Morgen*. Seit 1990 arbeitete er als Journalist, erhielt beizeiten den »Wächterpreis der Tagespresse« für die »Aufdeckung von Menschenrechtsverletzungen durch die DDR-Justiz und den Staatssicherheitsdienst«. 1991 erschien Klonovskys erste Buchpublikation über das dortige Lagersystem. 1992 zog er nach München, arbeitete dort zunächst als Redakteur und bis heute als Textchef beim *Focus*. Er ist in zweiter Ehe mit der israelischen Pianistin Elena Gurevich verheiratet. »Vier Kinder. Keine Kirchen- oder Parteimitgliedschaft. Kein Wahlverhalten.«

Ergänzen wir die Kurzvita durch eine knappe Musterung seiner wichtigsten Werke: Der verdienstvollen DDR-Dokumentation von 1991 folgte die bemerkenswerte Edition eines Autisten-Tagebuchs (*Ich will kein Inmich mehr sein*) und zehn Jahre später sein belletristisches Debüt mit einem historischen Roman über Jean-François Champollion. Darin wird



Im Zweifelsfall immer für die Außenseiter...

02.11.05

M. K.

Der Publizist Michael Klonovsky – nebst Selbstverortung

der Entzifferer der Hieroglyphen in seinem 41jährigen genialen Forscherleben geschildert, in seiner besessen verfolgten Mission auf der Grenze zwischen Egomanie und Vereinsamung, voller Bedrängnisse, Unverständnis und dem branchenüblichen akademischen Kollegenneid. Ein seriöser Wissenschaftsroman erfordert vom Autor den Spagat zwischen anspruchsvoller Information und den Unterhaltungswünschen vieler Leser. Der verkaufsfördernde Titel *Der Ramses-Code* und manche Zugeständnisse an Schmöker-Freunde zeugen von letzterem, entwerten das Buch aber nicht für Fachleute, so daß sich selbst der Ägyptologe Jan Assmann begeistert zeigte.

2005 erschien der Roman *Land der Wunder*, einige Jahre vor und nach der Wende spielend. Bereits der vom alten Ägypten inspirierte ironische Titel artikuliert jenes Staunen über ein Land, dessen Bewohner spätestens seit dem politischen Geschenk der Wiedervereinigung alle Chancen gehabt hätten, frei zu sein und sich entsprechend zu benehmen, statt unter dem Siegel der Aufgeklärten so zu tun, als säßen die (diesmal anders gepolten) geistigen Stasi-Spitzel und Blockwarte noch mitten unter ihnen.

Die muslimische Invasion Europas würde nicht nur Nachteile bringen; Feminismus, Gender-Studies und Regietheater würden immerhin verschwinden.

Land der Wunder ist der oft herbeigewünschte Wenderoman respektive ein wesentlicher Vertreter dieser Gattung. Er ist zudem Gesellschafts-, Medien- und metapolitisch akzentuierter Schelmenroman, der die hierzulande nicht eben häufig vertretene Kunst des Leichten präsentiert – teils überdreht, aber mit Witz und Tiefenschärfe. Daneben widmet er sich eingehend dem Eros, praktiziert als Freizeit-Doppelleben jenseits der sozialistischen Offizialexistenz oder als Surrogat in einem Milieu westlicher Sinnleere. Der Tenor solcher Schilderungen hat sich dabei etwas verändert. Was im *Ramses-Code* noch im Stil der Dekadenz-Romane Heinrich Manns eher schwülstig ausgebreitet war, entfaltet sich im *Land der Wunder* vor allem als Sexualgroteske.

Die Zentralfigur des Romans, Johannes Schönbach, hat Klonovsky als »Labormaus der Wiedervereinigung« konzipiert. Er überdauert die letzte DDR-Phase als illusionsloser Anarch, drastisch gespiegelt in Szenen eines Alkohollagers auf tiefster Karrierestation. Die Ereignisse von 1989 fördern dann seinen Aufstieg zum begabten politischen Journalisten, bis er, angewidert von der täglichen Meinungsmanipulation, bei einem Boulevard-Magazin anheuert. Er landet damit im nächsten Goldenen Käfig, der ihn korrumpiert, aber nicht zu persönlichen Schuftereien verleitet. Schönbachs Perspektive, schreibt der Autor, sei »insofern reizvoll, als er statt der erhofften Freiheit zunächst deren neuerliche Einschränkung und danach die skrupellose Verramschung aller ihm heiligen Dinge kennenlernt.« Zu elitär, um dagegen zu rebellieren, verfeinere er vor allem seinen Sinn für Komisches wie Kulinarisches. Denn »Humor und Lebensstil sind immer

Durch das Gehirn eines Journalisten gequetscht zu werden, ist das schrecklichste, was einer Wirklichkeit passieren kann.

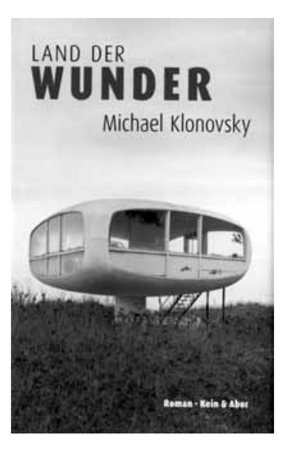
richtige Antworten.« Er glaube »an das Pathos der Distanz, auch wenn er es oft nur mit Klugscheißerei aufrechterhalten kann.«

Nach diesem Buch hat Klonovsky jährlich mindestens ein weiteres herausgebracht, vor allem Essayistisches. 2006 erschien das Bändchen *Radfahren. Kleine Philosophie der Passionen*, 2008 die Puccini-Studie *Der Schmerz der Schönheit*, eine biographische Streitschrift für den verehrten Komponisten gegen die Normen der heute favorisierten künstlerischen Avantgarde mit ihrem Hauptkriterium emanzipatorischer Kunst.

Auch der 2009 erschienene Band *Lebenswerte* mit Kurzessays, Impressionen oder Konfessionen nähert sich seinem Gegenstand aus radikal subjektiver Warte. Es geht um die kleinen und großen Dinge, die einem geborenen Einzelgänger Werte setzen, darunter so Unterschiedliches wie »Highheels«, »Hotels«, »Religion«, »Bildung« oder »Selbstironie«. Der Band kombiniert Haltungen, Lifestyle-Befindlichkeiten und persönliche Genüsse. Amüsantes, Kurioses oder Satirisches mischt sich mit ernster Selbstbefragung. Zum Leseeinstieg für geplagte Eltern oder solche, die es werden wollen, eignet sich der humorvolle Beitrag »Kinder«. Er schildert eine Fülle von per Nachwuchs verursachten Mißlichkeiten und ergeht sich in schelmisch-drastischen Warnrufen, bis das Ganze in einem antialarmistischen Schlußsatz aufgefangen wird: »Aber als sich zum erstenmal diese kleinen Ärmchen um meinen Hals legten, war ich für alle Zeit geheilt vom Nihilismus.«

»Suhrkamp-Kultur« ist jedenfalls das notorische Fehlen eines Registers.

Zum Stärksten im Band gehört der provokative Kurzessay »Geschichtssinn«, den man jedem Studenten und der Mehrheit der Professoren der historischen »Wissenschaften« zur Lektüre dringend empfehlen möchte. Im übrigen steht auch der (zeitgemäß ausgelebte) Minnedienst im Zentrum seiner Wertewelt, was Überschriften wie »Frauenverehrung«, »Orgasmen« oder »Brüste« belegen. Diesem Themenschwerpunkt entgeht kein Klonovsky-Leser, wobei die verbalerotische Dauerbalz in der Regel (ganz im Sinne des »Ratgeber«-Bändchens *Welcher Wein zu welcher Frau?*) mit der kulinarischen Feier liiert ist. Wenn also Klonovsky im Ka-







pitel »Manieren« den Verlust von Dezenz und Diskretion beklagt, bleibt die Vorstellung vom »Kavalier, der genießt und schweigt« außer Betracht.

Texte wie dieser machen Appetit auf künftige Essay-Bände, gespeist aus der Fülle im letzten Jahrzehnt verfaßter Artikel: darunter Buchbesprechungen, Gesprächsimpressionen oder Portraits von Habermas bis Mosebach, Kant bis Schiller. Geschichtsphilosophische Erörterungen sind ebenso vertreten wie Beiträge zum Sprachverfall, dem historischen Moses, Heldenbildern im postheroischen Zeitalter oder Stalins Kriegsplänen – alles in allem exzellenter Journalismus, nicht selten literarisch verdichtet.

Ich warte auf den Tag, da ein deutscher Fernsehhistoriensprecher sagt: In der Normandie trafen unsere Truppen nur auf schwachen Widerstand der Nazis.

Den Gipfelpunkt bisherigen Schaffens erklimmt der Autor mit Aphorismen. 2007 hatte er bereits Sinnsprüche von Gómez Dávila ediert. 2008 stellte er einen eigenen Band zusammen mit dem Titel *Jede Seite ist die falsche*. In ihm werden Heilige Kühe gleich im Dutzend geschlachtet, darunter als wichtigste Feminismus und *Gender mainstreaming*, Regisseurtheater und Migration, Opportunismen in Medien, Politik oder Geschichtsschreibung, Verwechslung von widerständigem kritischem Denken mit linkem Zeitgeist und das Dauerthema »Vergangenheitsbewältigung«.

Hätte der Autor sonst nichts verfaßt, allein dieses Bändchen (und manche Ergänzung im Netz) rechtfertigten seine Bewerbung für einen Sitz im zeitgenössischen Literatur-Pantheon. Das gilt für den stilsicheren Wortkünstler und mutigen Analytiker gleichermaßen. Hier einige Beispiele:

> Zu den Basalmythen der Demokratie gehört, daß es sie gibt.
>
> Der Sozialstaat ist am beliebtesten bei den Asozialen.
>
> Tacitus zufolge waren die Germanen stolz, kriegerisch, faul, freiheitsliebend, großzügig und exzessiv gastfreundlich. Wir können also nicht von ihnen abstammen.
>
> »Zivilgesellschaft« ist anscheinend der Gegenbegriff zu »zivilisierte Gesellschaft«.

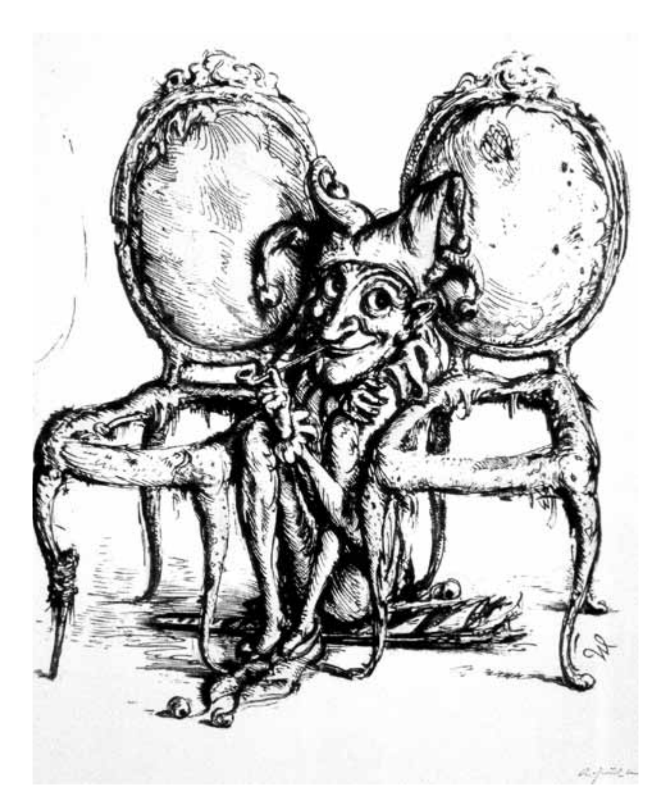
Was macht die Attraktivität solcher Sentenzen aus? Sind es einsame, andern nicht zugängliche Erkenntnisse? Natürlich wissen wir vieles selber. Aber es ist dem Deutungsimperium unserer sogenannten Elite gelungen, einfache Wahrheiten hinter einem Paravent hochtrabender Bedenklichkeiten zu verbergen, einschließlich der ihnen zugrundeliegenden Interessen einflußreicher Gruppen. Den Mut, auszusprechen, daß der Kaiser nackt ist, findet man hierzulande eher selten bei Personengruppen, die noch etwas zu verlieren haben. Genießen wir also manche Enthüllung:

> Emanzipationsgruppen sind Suchtkollektive: Je mehr man ihnen gibt, desto mehr werden sie fordern.
>
> Daß jüdische Einrichtungen hierzulande ausschauen wie Festungen, beklagen bevorzugt diejenigen, die mit ihren Leitartikeln und TV-Beiträgen zur Einwanderung zahlloser Antisemiten emsig beitragen.
>
> Wenn sich ein Deutscher und ein Immigrant prügeln und der Immigrant gewinnt, handelt es sich um ein Integrationsproblem. Gewinnt der Deutsche, ist es Rechtsextremismus.
>
> Viele Immigranten schätzen sich nicht so gering, daß sie, nachdem ihnen deutsche Linke die deutsche Kultur als verächtlich präsentiert haben, noch deren Landessprache erlernen.

Erkenntnis hängt von Voraussetzungen ab, die ihr förderlich sind. Klonovsky hat das auf eine einfache Formel gebracht und in einem Interview mit der *Jungen Freiheit* (13. Mai 2008) provokativ lächelnd eingestanden: Er habe vieles von der momentanen Entwicklung bereits erfahren. Er komme aus der DDR, »das könnte möglicherweise heißen: Ich komme aus der Zukunft.« Da lasse sich leichter diagnostizieren. Denn diese »Republik ist mitunter auf eine sanft perverse Weise DDR-nah. Etwa wenn ein Bundestagspräsident bei einer Kranzniederlegung im Berliner Bendlerblock zum Gedenken an den 20. Juli 1944 mehr Engagement gegen Rechtsextremismus fordert, während ihn die Polizei vor randalierenden Linksextremen schützt. Oder ein Ministerpräsident den Vertretern der Sinti und Roma versichert [...], daß Angehörige ihrer Volksgruppe in Polizeiberichten nicht mehr als solche benannt werden dürfen, obwohl oder eben weil Angehörige dieser Volksgruppe bis dato durchaus gehäuft in den Polizeiberichten auftauchen. [...] Diese Art von Wirklichkeitszurechtbiegerei ähnelt der früher im Osten praktizierten durchaus.«

Bei soviel »unkorrektem« Klartext stellt sich die Frage: »Ja, darf der denn das?« Oder präziser: Wo bleiben die landestypischen Maulkorbsanktionen, die solche Gesinnungsdelikte üblicherweise nach sich ziehen? Andere haben schon für viel weniger Abweichung politische Prügel bezogen, von Jenninger bis Nolte, von Walser bis Hohmann, von Eva Herman bis Peter Krause usw. usf. Die Antwort ergibt sich allenfalls aus einem Bündel verschiedenster Ursachen:

1. Der Autor wurde bisher noch als publizistischer Nischenbewohner betrachtet, wortmächtig zwar, aber eher Geheimtip und Außenseiter, im Gegensatz zu Staatsdichtern wie Grass oder Walser, dem seinerzeit meinungsprägenden Historiker Nolte oder aktiven Politikern wie Jenninger bzw. Peter Krause. Den Einzelgänger ohne direkte Veränderungsabsicht, der sich im Dschungel der Unterhaltungsbranche seine



Zwischen den Stühlen – Lithographie von A. Paul Weber, 1951

provokative Spielwiese erstritten hat, glaubt man wohl noch als Freigeist dulden zu dürfen. Und in der Tat finden sich Schnittmengen mit anderen Vertretern unserer Spaßgesellschaft in ihrer Neigung zu Körperkult, Sex, Lifestyle oder Comedy-Effekten.
2. Es ist Klonovsky offenbar gelungen, ein Netz aus persönlichen Beziehungen zu knüpfen, das ihn bisher vor Abstürzen schützt. Auch besitzt er im libertären Gegenmilieu von *eigentümlich frei* oder im *Focus* publizistische Plattformen. Damit entfällt eine typische Schwäche konservativer Oppositioneller, die ja gewiß nicht darin besteht, daß sie schlechtere Argumente hätten, sondern daß man sie schlicht nicht zu Wort kommen läßt.
3. Klonovsky hat sich ähnlich wie Sloterdijk mit seiner Schlagfertigkeit und polemischen Klasse einen Ruf erworben. Es scheint zumindest riskant, mit ihm die Klinge zu kreuzen. Er beschränkt sich nicht auf Defensive, bettelt nicht demütig um Verständnis, sondern klotzt eher in Karl-Kraus-Manier. Klonovsky nimmt seine Gegner direkt ins Visier und klassifiziert sie ohne Scheu als das, was sie mehrheitlich sind: bösartige Konformisten, sklavische Opportunisten, Inquisitorennaturen, Denunzianten und Dummköpfe:

> Sich unter Gleichmeinenden immer etwas unwohl zu fühlen, unterscheidet den gebildeten Menschen vom vulgären.
>
> Gesinnungen sind biographisch bedingt und fast immer tolerierbar. Unverzeihlich bleibt allein die Denunziation.
>
> Man sieht auch am demokratischen Verhalten,
> wer zum Nazi getaugt hätte.

Und der Königsaphorismus, allen deutschen Politikern, (Netzwerk-)Profiteuren und Tugendterroristen ins Stammbuch geschrieben:

> Mit demselben Eifer wie am Holocaust beteiligte sich Diederich Heßling am Bau des Holocaust-Mahnmals.

Heßling ist die Hauptfigur in Heinrich Manns Roman *Der Untertan*, einer satirischen Sozialmarionette, die angeblich als Mentalessenz des Deutschen Millionen Schülern im Literaturunterricht aufgepfropft wurde. Ich habe darin lange ein Zerrbild gesehen, aber der geradezu freudige Nationalmasochismus, den nun schon mehrere umerzogene Generationen an den Tag legen, läßt mich zweifeln. Das umschließt auch die wenigen tatsächlichen Gutmenschen, die so naiv wie selbstquälerisch ihr sogenanntes Aufklärungsamt wahrnehmen. Denn mein Verständnis endet, wo sie in Rudeln nach vermeintlichen Ketzern fahnden und ihre Mitleidlosigkeit mit den Skandalisierten im Tiefsten auf ganz andere Beweggründe schließen läßt. Dazu Klonovsky:

> Wenn man die deutschen demokratischen Öffentlichkeitsarbeiter bei ihrer vom guten Gewissen befeuerten, völlig außer Rand und Band geratenen Hatz auf vermeintliche Rechtsabweichler vom Schlage der Heit-, Mölle-, Hoh- oder Herman(n) beobachtet, dämmert düster die Frage heran: Ob ihnen eines Tages der pure Rufmord nicht mehr genügt?
>
> Eine der Lehren von 1933 ff. besteht darin, daß man als anständiger Mensch an konformistischen Veranstaltungen wie dem »Aufstand der Anständigen« eben nicht teilnimmt.

Die echten Sadisten bringen Kinder in Konzentrationslager, die heimlichen Jahrzehnte später Schulklassen. Vor den Opfern der Nazis das Haupt neigen – jederzeit. Aber niemals auf Geheiß jener Gauner, die es unentwegt von einem fordern.

Ein starker Tobak! Ist Klonovsky also strammer Konservativer oder gar – *horribile dictu* – ein Rechter? Wohl kaum. Eher ein Einzelgänger, an dem zweimal mit kontradiktorischem Erfolg politische Sozialisationsversuche unternommen wurden – einmal per DDR-Erziehung, einmal durch (berufliche) Anpassungszwänge an die Regeln der bundesrepublikanischen Scheuklappen-Demokratie. Als Ergebnis hat man ihm offenbar jegliches parteipolitische Denken wie Engagement gründlich ausgetrieben, ähnlich wie so vielen nach 1945, als das Schlagwort vom »totalen Ideologieverdacht« kursierte.

»Jede Seite ist die falsche« lautet sein Credo. Distanz gehört zu seinem publizistischen Geschäft, zuweilen auch ein Schuß Unernst und ungehemmte Pointenjagd. So äußerte er zwar seinerzeit in wünschenswerter Deutlichkeit, daß ihn die perfide Anti-Krause-Kampagne abstieß. Aber wirklichen Ekel empfinde wohl nur, wer sich mit Leidenschaft für Freiheit, Demokratie etc. interessiere. Er wiederum habe »letztlich nur ein pathetisches Verhältnis zu Bach, Puccini oder Velázquez, und mir ist es ziemlich Wurst, wer in Thüringen Kultusminister wird.« Bei Wilde lesen wir im *Dorian Gray*: »You would sacrifice anybody for the sake of an epigram.«

Klonovsky ist also kein sicherer Kantonist für ein bestimmtes politisches Lager, mehr Freigeist als Freiheitskämpfer, zudem bekennender Hedonist, allerdings mit einer bemerkenswerten Abweichung von der Norm. Leistet er sich doch unter seinen sublimsten Genüssen nicht nur Gänseleber und Quilceda Creek Cabernet Sauvignon, sondern sozusagen als unverzichtbares Dessert auch etwas, was vielerorts nicht auf dem geistigen Speiseplan steht: unbeschränkte Meinungsfreiheit.

Die exquisite Vorliebe für das offene Wort unterscheidet ihn fundamental von jener scheinfreien Talk- und Comedy-Szene à la Kerner, Jauch, »Dirty Harry«, Hildebrandt, Kerkeling *e tutti quanti*, die ganz genau wissen, welche Richtungen ihre polemischen Unterhaltungsgags zu nehmen haben und welche Grenzen ihnen gesetzt sind. Demgegenüber hat Klonovsky längst den Rubikon überschritten. Mit Aphorismen wie

Die nur zu berechtigte Klage über die Ausmerzung des jüdischen Geistes durch Hitler und die Seinen erhält nahezu wöchentlich neue Nahrung durch irgendein Statement des Zentralrats.

oder:

Die Medien der Bundesrepublik haben jene Rede, die zum Parteiausschluß des CDU-Bundestagsabgeordneten Hohmann führte, ungefähr genauso tendenziös-entstellt zitiert wie die Nazipresse die Richard-Wagner-Rede Thomas Manns, die letztlich zu seiner Ausbürgerung führte. Man ist doch beruhigt über gewisse Konstanten im Volkscharakter.

ist eine Position bezogen, bei der Funk- und Fernsehanstalten üblicherweise die Zugbrücken hochklappen. Daß er dennoch seine Wahrheiten unerschrocken verficht, macht ihn in Deutschland fast schon zum Exoten.

Wer allerdings von ihm generelle Solidarität erwartet, möge bedenken, daß ein Schriftsteller durch zu starke Bindungen auch beschädigt werden kann. Ich wünsche mir keine linientreue Bestätigungsliteratur, sondern für Autoren zuweilen auch göttergleiche Positionen der Distanz, kein »Gut gemeint« als Gegensatz zur Kunst, keine Scheu, sich in wechselnde Standpunkte einzuleben. Klonovsky mag zwischen den Fronten hin und her tänzeln und daraus seine Schlüsse ziehen. Wenn er sich als Schriftsteller treu bleibt, wird ihn nicht zuletzt sein Niveaubewußtsein daran hindern, korrumpiert im Mainstream zu ertrinken und im Zweifelsfall auf der sicheren Seite der Meinungsunterdrücker zu stehen. Einen solchen Vorauskredit hat sich der Autor fraglos bereits verdient.

Die Aphorismen sowie etliche Essays sind auffindbar im Internet:
www.michael-klonovsky.de

Bibliographie:

Stalins Lager in Deutschland: 1945–1950, Dokumentation, Zeugenberichte, Berlin: Ullstein 1991

Birger Sellin: *Ich will kein Inmich mehr sein. Botschaften aus einem autistischen Kerker*, hrsg. von Michael Klonovsky. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1993

Der Ramses-Code. Roman, Berlin: Rütten & Loening 2001

Welcher Wein zu welcher Frau? Ein politisch unkorrekter Ratgeber, München: Hallwag 2001

Land der Wunder, Zürich: Kein & Aber 2005

Radfahren. Kleine Philosophie der Passionen, München: dtv 2006

Nicolás Gómez Dávila: *Es genügt, daß die Schönheit unseren Überdruß streift … Aphorismen*, hrsg. von Michael Klonovsky. Stuttgart: Reclam 2007

Jede Seite ist die falsche. Aphorismen und ähnliches, Grevenbroich: Lichtschlag Medien und Werbung 2008

Der Schmerz der Schönheit. Über Giacomo Puccini, Berlin: Berlin-Verlag 2008

Lebenswerte, Grevenbroich: Lichtschlag 2009

Literatur aus der Schuldkolonie Deutschland

Ein Gespräch mit Thorsten Hinz

Sezession: Herr Hinz, Sie haben soeben ein zweites Bändchen für die Reihe *Kaplaken* bei Edition Antaios vorgelegt. Nach der Zustandsbeschreibung des Berliner Alltags im »molekularen Bürgerkrieg« befassen Sie sich diesmal auf knappem Raum mit der Literatur aus der Schuldkolonie – und meinen damit Deutschland nach 1945. Woher dieses krasse Wort, woher die Annahme, daß wir hier in einer Schuldkolonie leben?

Hinz: Nehmen wir zunächst den Begriff der Schuld. Das riesig dimensionierte Holocaust-Mahnmal in die Mitte der Hauptstadt zu pflanzen bedeutete, ganz offiziell, von Staats wegen, ein Verbrechen zum zentralen Bezugspunkt und zum negativen Gründungsereignis des Landes zu erklären. Das impliziert die Annahme einer deutschen Schuld, die unvergleichlich ist und deswegen das öffentliche Leben und das nationale Eigeninteresse durchdringt, begrenzt, definiert. Sie tritt uns als unaufhebbare, nicht wiedergutzumachende Tatsache entgegen, quasi als ein genealogisches Verhängnis. Das stellt uns historisch, aber auch politisch und geistig-kulturell unter ein Sonderrecht. Das Eigeninteresse wird umdefiniert zum Nicht-Interesse am Erhalt des Eigenen, und der Bezugspunkt erweist sich als schwarzes Loch. Denn die Errichtung des Mahnmals war nur die spektakuläre Zwischenstation einer langen Entwicklung, die sich weiter beschleunigt. So hat die Kanzlerin unter Hinweis auf die »historische Verantwortung« Deutschlands das Existenzrecht eines anderen Staates, nämlich Israels, zum Teil der deutschen Staatsräson erklärt, obwohl sie auf die Art und Weise, wie dieser Staat sein Existenzrecht definiert und durchsetzt, keinerlei Einfluß hat. Das heißt, sie macht die Räson des eigenen von der eines anderen Staates abhängig. Bei Einführung des Euro wurden die sachlich überlegenen Skeptiker und Kritiker zur Unwirksamkeit verurteilt, indem man sie tendenziell als Nationalisten bezeichnete, die nichts aus der Geschichte gelernt hätten. Das sind – wie auch die Rede von der »besonderen Verantwortung« – typische Sprachfertigteile aus dem Wortumfeld des Schuldkomplexes.

In meinem *Kaplaken*-Bändchen aber geht es vor allem um die Reich-Ranicki-affine Prominenz der deutschen Nachkriegsliteratur. Ich mußte feststellen, daß sie mir über die eben skizzierte Entwicklung nichts mitteilen kann, weil sie ihr angehört. Viele Schriftsteller agierten als säkulare Priester, die das Schuldbewußtsein formulierten und zelebrierten – was zur Folge hatte, daß sie über ihr eigenes Erleben und die deutsche Zeitgeschichte nichts zu sagen wußten – eine Tragödie für uns, die Leser, aber auch für sie selbst. Denken Sie an den genialen Sprachkünstler Günter Grass. Was für große Werke er sich und uns vorenthalten haben muß!



Als man noch Bescheid wußte; FDP-Plakat aus der Britischen Besatzungszone, 1947

Sezession: Hat er dieses Vorenthalten selbst betrieben? Ich spiele damit auf den Begriff der »Kolonie« an, den Sie verwenden: Dort gibt es Kolonialherren, die auf die Unterdrückung des Freiheitsimpulses achten …

Hinz: Der Begriff »Kolonie« besagt, daß diese Selbstbeschränkung ursprünglich keine selbstbestimmte war, sondern eine Anpassung an die Umstände darstellte, unter denen die Deutschen sich nach dem Zweiten Weltkrieg befanden. Wir waren ein besetztes Land. Alfred Andersch schrieb Ende 1947 in dem Essay *Deutsche Literatur in der Entscheidung*, die deutschen Autoren befänden sich »in der Kolonialität«. Hier wirkten seine negativen Erfahrungen mit der US-Zensurbehörde nach, die aber bald von der subtiler wirkenden bundesdeutschen Kulturindustrie abgelöst wurde. Diese hat dafür gesorgt, daß die Erwartungen auswärtiger Autoritäten ins Innere gewandert und Teil des eigenen kollektiven Bewußtseins geworden sind. Damit sind wir Kolonisierte und zugleich unsere eigenen Kolonialbeamten, die eine strenge Aufsicht führen.

Sezession: Marcel Reich-Ranicki ist ja vor einigen Wochen 90 Jahre alt geworden, und man rief ihm wiederum Sätze in der Art zu, er solle uns mit uns Deutschen nicht alleine lassen. War und ist sein Einfluß in der Schuldkolonie Deutschland tatsächlich so entscheidend, wie man das vermutet?

Hinz: Sein Einfluß war enorm, immerhin war er von 1960 bis 1973 der führende Literaturkritiker bei der *Zeit* und danach der Leitende Literaturredakteur der *FAZ*, deren Feuilleton bis vor einigen Jahren konkurrenzlos war. Sein Einfluß wurde noch größer, als er 1988 im ZDF das Literarische Quartett zu moderieren begann. Die Bücher, die er anpries, konnten am nächsten Tag zu Bestsellern werden. Aber wir sollten die Angelegenheit nicht so sehr personalisieren und Reich-Ranicki damit dämonisieren. Interessanter sind die Strukturen, die diesen Großkritiker möglich gemacht, um nicht zu sagen: nach ihm gerufen haben. Als er im Sommer 1958 nach Deutschland kam, waren die entscheidenden kulturpolitischen Weichen bereits gestellt. Der Geist der Adenauer-Zeit – der so restaurativ gar nicht war, es war die Periode der größten geistigen Freiheit nach 1945 – befand sich im Kulturbetrieb längst in der Defensive, eigentlich von Anfang an. Diese Vorgänge und Personalentscheidungen sind noch gar nicht richtig erforscht worden. Der Siegeszug der sogenannten engagierten, fortschrittlichen Literatur, die bis heute den offiziösen Kanon bildet, hatte schon Fahrt aufgenommen, Reich-Ranicki mußte nur aufspringen. Er hat sich beispielsweise gerühmt, Heinrich Böll erhoben und Gerd Gaiser gestoßen zu haben. Nur lagen die Verhältnisse eben auch so, daß Böll dem neuen gesellschaftspolitischen Zeitgeist entsprach und Gaiser nicht. Diesen Zeitgeist hatte Reich-Ranicki nicht erfunden, er hat ihn aber virtuos bedient, vorangetrieben und sich zunutze gemacht. Er entsprach wohl auch seinen tiefsten Intentionen. Und vergessen wir nicht: Von nichts kommt nichts! Der Mann ist immens belesen, hat Witz, eine gute Feder, enorme rhetorische Fähigkeiten, er ist massen- und kulturbetriebskompatibel. Und er war auch fähig zur Differenzierung, ich denke da an seinen schönen, einfühlsamen Aufsatz über Peter Huchel, als diesem 1963 von der SED-Führung die Chefredaktion von *Sinn und Form* genommen wurde. Andererseits sind seine Urteile überwiegend geschmäcklerisch und literaturtheoretisch kaum fundiert. Das ist sogar dem von ihm protegierten Böll aufgefallen. Aber wie gesagt, uns sollte das Phänomen Reich-Ranicki eher als strukturelles und nicht als personales Problem interessieren.

Sezession: Zur Struktur also: Wenn Sie davon sprechen (und in Ihrem neuen Buch schreiben), daß es einen offiziösen Kanon gebe – engagiert, fortschrittlich, emanzipatorisch –, dann muß es auch einen inoffiziellen Kanon geben. Dies wäre beim Blick etwa auf die ehemalige DDR sofort einzusehen: Parteilinie hier, das Interessante, Widerständige, nicht politisch Eingespannte dort. Wie aber war und ist das in der BRD? Gab und gibt es da eine Literatur, die nicht bei Hanser oder Rowohlt erscheint und nicht preisgekrönt

ist, aber von denen, die etwas vom Geschriebenen erwarten, weitergereicht wird – wobei dieses »Weiterreichen« jetzt nicht den Samisdat unter der Ladentheke meint, sondern Kleinverlage und ihre Autoren. Die Frage lautet also: Gab und gibt es solche inoffiziellen Strukturen, in denen gegen den Schuldkolonialismus auf hohem Niveau angeschrieben wird?

Hinz: Ein großartiger Versuch, dagegen anzuschreiben, war Ernst von Salomons *Fragebogen*, der 1951 erschien. Salomon bestreitet ja gar nicht, daß das Dritte Reich eine furchtbare Schuld auf Deutschland geladen hatte, er bestreitet nur den anderen das Recht, im Sinne einer Siegerjustiz darüber zu richten. Der *Fragebogen* war ein Riesenerfolg – bei den Lesern, nicht jedoch bei den Kritikern. Selbst ein Friedrich Sieburg wagte es wegen seiner politischen Brisanz nicht, es offen zu loben. Es wurde nicht kanonisiert und konnte keine Tradition begründen. Ich wüßte nicht, wer von den aktuellen Autoren das Problem auf den Punkt gebracht hätte. Es besteht darin, daß die durchkonditionierten Deutschen eine Projektionsfläche für fremde Zuschreibungswillkür darstellen und sich als solche sogar anbieten. Das bedeutet den Verzicht auf geistige und kulturelle Kreativität, letztlich auf das Leben, auf die Zukunft überhaupt. Die klügsten Gedanken dazu habe ich bei dem Berliner Sozialphilosophen Peter Furth gefunden, etwa in seinem Sammelband *Troja hört nicht auf zu brennen*.

Sezession: Sie führen diesen Verzicht auf die Rettung des Eigenen in Ihrem Buch am Beispiel der fast vollständig fehlenden Literatur über das Leid der deutschen Zivilbevölkerung im Bombenkrieg oder während der Vertreibung aus. Dann verweisen Sie aber doch auf einige Werke jüngeren Datums, etwa auf *Das Echolot* Walter Kempowskis, der sich ja – um es verdeutlichend zu sagen – als Sammler von Augenzeugenberichten vorstellte und somit als angreifbarer Schriftsteller aus der Schußlinie brachte …

Hinz: Ja, Gott sei Dank gibt es neben der Regel immer auch die Ausnahmen, es wäre sonst nicht auszuhalten. Ich schätze Walter Kempowski außerordentlich und habe in der *Jungen Freiheit* häufig über ihn geschrieben. Er hat das auch wahrgenommen und ließ mir über die Redaktion eine Einladung nach Nartum zukommen. Es wird mich immer bedrücken, ihr aus Zeitgründen nicht gefolgt zu sein. *Das Echolot* gehört zum Besten, was wir haben. Kempowski stellt die unterschiedlichen Erlebnisberichte sehr wohlkalkuliert nebeneinander, überläßt es aber dem Leser, die Verbindungen herzustellen und Schlußfolgerungen zu ziehen. Mit diesem Montageverfahren stellt er einerseits einen – auch internationalen – Kontext der Ereignisse her, der ein deutsches Selbstmitleid verbietet, doch er erspart sich und den Lesern die monokausale Welterklärung, die alle Übel, die die Deutschen erlitten haben, auf ein deutsches Ursprungsübel oder auf eine deutsche Ursprungsschuld zurückführen. Diese primitive Schuldtranszendenz macht viele literarische Werke zu ideologischen Erbauungsstücken und damit literarisch ungenießbar. Die Monokausalität kennzeichnete auch den sozialistischen Realismus, der bis in die 1960er Jahre in der DDR gepflegt wurde. Ich will jetzt kein Gleichheitszeichen zwischen bestimmten Werken von Böll und den zwei letzten, dogmatischen Romanen von Anna Seghers setzen, aber es gibt Parallelen. Kempowski dagegen hatte seinen ganz eigenen Gedanken über die Geschichte. Er wußte viel mehr, als er gesagt hat und sagen konnte. Dieses Wissen ist der Komposition des *Echolots* zugute gekommen.

Sezession: Nun haben Sie in Ihrem Buch eine Entwicklung noch nicht behandelt, die auch erst seit einigen Monaten sichtbar wird und bei der man sich nicht sicher sein kann, ob es sich tatsächlich um den Quellbereich einer neuen Strömung handelt. Ich möchte das mit »Zivilreligion und Frühaufklärung« umschreiben: Wenn Auschwitz der Gründungsmythos der BRD ist (so Joschka Fischer) und die Zelebrierung der eigenen Schuld kultische Formen angenommen hat, muß aus dem intellektuellen Bereich eine Art Aufklärung dagegen erfolgen – ein Entlarven hohler religiöser Formen, eine Infragestellung des geschlossenen Weltbilds der neuen Kirche, eine Auflehnung gegen den zivilreligiösen Ablaßhandel und gegen Tabuisierungen im geistigen Feld. Ich spiele an auf *Perlensamt* von Barbara Bongartz, *Das Eigentliche* von Iris Hanika oder auch *Ein fabelhafter Lügner* von Susann Pasztor.

Hinz: Das sind in der Tat interessante Versuche in die richtige Richtung. Iris Hanikas neuer Roman *Das Eigentliche* ist der vielleicht wichtigste und auch mutigste. Hanika zeigt, wie die Holocaust-Transzendenz und die Schuldgefühle mittlerweile bis in die feinsten Verästelungen des Privaten, des Fühlens und Denkens hineinwirken und dort ihre Zerstörungskraft entfalten. Das »Institut für Vergangenheitsbewirtschaftung« – letzteres übrigens ein Begriff, der bei Peter Furth als »Bewirtschaftung der Toten« auftaucht –, das diese Transzendenz über das Land verbreitet, steht für eine kafkaeske Macht, für die auch Orwells Wahrheitsministerium stehen kann.

Vor einigen Wochen haben in der *Zeit* zehn deutsche Schriftsteller unter 35 Jahren den aktuellen Literaturkanon kritisch gesichtet. Die meisten Beiträge waren vorhersehbare Vatermorde, sie betrafen Grass, Frisch, Brecht. Der Autor Thomas Melle aber verabschiedete Paul Celan, den Dichter der »Todesfuge«, die immerhin zu einer Art Staatsdichtung geworden ist. Die Überschrift lautet: »Die Mystik-Blase ist geplatzt«. Von allen Beiträgen kommt ausgerechnet Melles im Online-Auftritt der Zeitung nicht vor. Das zeigt am unscheinbaren Detail die Macht des Kulturbetriebs. Hanikas Buch ist übrigens in einem österreichischen Verlag erschienen. Es ist keineswegs sicher, daß sich diese Tendenz fortschreibt. Doch die Zeit ist überreif dafür.

Die Fragen stellte Götz Kubitschek

Kaplaken, 7. Staffel



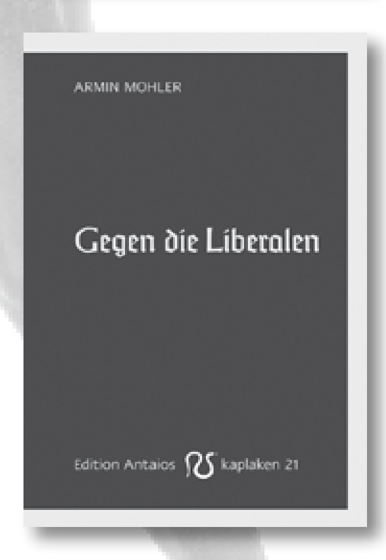
Erik Lehnert
Wozu Politik?
Vom Interesse am Gang der Welt
Kaplaken, Band 19
80 Seiten, kartoniert, 8.00 €

Wozu Politik? plädiert dafür, sich mit den drei Fragen Kants zu beschäftigen: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?
Es geht um Erkenntnis, Tat, Glaube – und die Gefahr des Scheiterns.



Thorsten Hinz
Literatur aus der Schuldkolonie
Schreiben in Deutschland nach 1945
Kaplaken, Band 20
96 Seiten, kartoniert, 8.50 €

Welchen Ton nimmt die Literatur in einem besiegten Land an? Hinz beginnt seine literarische Bestandsaufnahme bei Böll, Koeppen, Grass, muß Reich-Ranicki erwähnen und kann Jünger, Gaiser, von Salomon empfehlen ...



Armin Mohler
Gegen die Liberalen
Kaplaken, Band 21
80 Seiten, kartoniert, 8.00 €

Eine treffsichere Liberalenbeschimpfung – einer jener Texte Mohlers, die beim Leser die »zweite Geburt« fördern: die geistige hin zum Rechtssein aus Leidenschaft.
Nachwort von Martin Lichtmesz

EDITION ANTAIOS

Rittergut Schnellroda • 06268 Albersroda
Tel | Fax (034632) 90941 • www.antaios.de

Schöpferischer Nihilismus Lange lesen – oder Hegemann?

von Frank Lisson

Der Nihilismus sei ein »Glücksgefühl«, betonte Gottfried Benn. Er konnte so empfinden, weil er den Nihilismus als unabwendbaren Zustand modernen Lebens akzeptierte, der künstlerische Freiräume schaffe. Tatsächlich hat der Nihilismus die Moderne geprägt wie kaum eine andere Geisteshaltung: er bereitete ihr den Weg, führte in die großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts, und wurde danach dergestalt »integriert«, daß er heute als überwunden gilt und dementsprechend gar nicht mehr wahrgenommen wird.

Wirksam geblieben ist er trotzdem. Am Beispiel der beiden grundverschiedenen Autoren Hartmut Lange und Helene Hegemann läßt sich veranschaulichen, wie es heute um dieses Phänomen bestellt ist und welche hemmende oder befreiende Wirkung von ihm ausgeht.

Nach dem Nihilismus leben heißt, keine Vorstellung mehr davon zu besitzen, wie es war, vor dem Nihilismus gelebt zu haben. Doch damit ist der Nihilismus als Zustand natürlich nicht aus der Welt. Er hat nur seine Erscheinungsform gewechselt.

Die vielleicht treffendste Definition, was Nihilismus überhaupt sei, formulierte Martin Heidegger in den frühen vierziger Jahren: »Der »Nihilismus« ist die zur Herrschaft kommende Wahrheit, daß alle bisherigen Ziele des Seienden hinfällig geworden sind. … ›Nihilismus‹, klassisch gedacht, heißt vielmehr jetzt die Befreiung von den bisherigen Werten als Befreiung zu einer Umwertung aller (dieser) Werte. … Zu diesem Wandel gehört, daß nicht nur die bisherigen Werte einer Entwertung anheimfallen, sondern daß vor allem das Bedürfnis nach Werten der bisherigen Art und an der bisherigen Stelle – nämlich im Übersinnlichen – entwurzelt wird. Die Entwurzelung der bisherigen Bedürfnisse geschieht am sichersten durch eine Erziehung zur wachsenden Unkenntnis der bisherigen Werte, durch ein Auslöschen der bisherigen Geschichte auf dem Weg eines Umschreibens ihrer Grundzüge.« – Genau das passierte in den drei großen

Martin Heidegger: *Nietzsche*, Pfullingen 1989.

Totalitarismen des 20. Jahrhunderts: im Bolschewismus, im Faschismus, in der 68er Bewegung.

Die Auswirkungen dieser »kulturellen Katastrophen« bestimmen bis heute nachhaltig unser Denken. Viele, die sich von der radikalen Moderne totalitärer Bewegungen beeindrucken ließen, erlagen der Versuchung, den Teufel mit dem Beelzebub austreiben zu wollen. Praktizierter Nihilismus überwinde den gefühlten, verspreche geistige »Erneuerung« und »Rettung« aus der verfahrenen Situation »zivilisatorischer« Verhältnisse, die vor allem als Verlust sämtlicher Formen oder als »Entfremdung« wahrgenommen wurde.

Der Versuch mißlang gründlich. Eine Folge davon war, daß der Nihilismus als Phänomen hinter den Ereignissen seiner Wirkung verschwand. War den Menschen der Nihilismus als Phänomen vor dessen politischer, also praktischer Umsetzung geistig vielerorts gegenwärtig, so ist uns heute der Nationalsozialismus als repräsentativste Mutation des Nihilismus noch viel gegenwärtiger. Statt über den Nihilismus reden wir heute über den Nationalsozialismus. Denn der ist greifbarer, weniger abstrakt. Indem uns das Ereignis des Nationalsozialismus bis in jeden Winkel unseres Daseins hinein verfolgt, kämpfen wir unseren Stellvertreterkrieg gegen den Nihilismus.

Dabei verlangen wir nach einer »reinigenden Handlung«, die rituell vollzogen werden kann und dadurch den »Fluch des verdrängten Nihilismus« zu bannen hilft. Weil der Nationalsozialismus so mörderisch wie notwendig scheitern mußte, stiftet der täglich geführte Kampf gegen ihn heute den vielleicht letzten Sinn »ideeller« politischer Handlungen.

Das literarische Werk Hartmut Langes, überwiegend Novellen und Essays, ist von einer tiefen Melancholie durchzogen, die aus eben jenem Scheitern des Menschen an der Überwindung der Formlosigkeit und »Entfremdung« resultiert. Geistig fest im 20. Jahrhundert verwurzelt, leistet Lange eine Art stiller Trauerarbeit. Sein Nihilismus ist »bürgerlich«, leise, manchmal etwas betulich. Und er wird bewußt reflektiert. Es gibt ein paar wirklich grandiose Novellen von Lange, und das sind bezeichnenderweise gerade die, in denen er das oben beschriebene Trauma zu verarbeiten sucht. Er hat, Jahrgang 1937, die Totalitarismen und insbesondere den Nationalsozialismus so tief verinnerlicht, daß sie ihn bis heute in einer Art melancholischer Gefangenschaft halten. Mitte der achtziger Jahre rang Lange mehrmals heftig mit den großen Äußerungen praktizierten Nihilismus, danach beschrieb er fast nur noch Wege ihres Nachlebens. 1983 erschienen die Aufzeichnungen *Deutsche Empfindungen. Tagebuch eines Melancholikers*, wenig später, 1984, unter dem Titel *Die Waldsteinsonate*, fünf Novellen von zeitloser Kraft und Schönheit, die bis heute den einsamen Gipfelpunkt in Langes Schaffen darstellen dürften. 1986 legte er mit der Novelle *Das Konzert* noch einmal nach, indem er den Stoff der Abschlußnovelle *Die Heiterkeit des Todes* aus der genannten Sammlung erneut aufgriff. In beiden Texten geht es um junge ermordete Juden, die im Berlin der Gegenwart als »Gespenster« erscheinen, um – und darin besteht die Originalität – in Anwesenheit oder sogar in Verbindung mit ihren Mördern fortzusetzen, woran sie ihr früher Tod einst gehindert hat: »Da uns das Leben unglücklich macht, geschehen im Tod die Zeichen und Wunder!« Diese Bemühungen, die das damalige Publikum stark polarisierten, können als jene »reinigenden Handlungen« verstanden werden, von denen oben die Rede war. Denn das kennzeichnet den Nihilismus »alten Schlages«, der wie bei Lange ein »belastender«, »bedrückender«, »gewissenhafter« und »moralisch-deutscher« Nihilismus ist, daß er nach einer solchen »Reinigung« verlangt.

Hartmut Lange: *Deutsche Empfindungen*, Berlin 1983.

Ders.: *Die Waldsteinsonate. Fünf Novellen*, Zürich 1984.

Ders.: *Das Konzert*, Zürich 1986.

Ders.: *Irrtum als Erkenntnis. Meine Realitätserfahrung als Schriftsteller*, Zürich 2002

Ganz anders Helene Hegemann, die mit *Axolotl Roadkill* ein weitgehend unterschätztes Psychogramm posthistorischen Bewußtseins geliefert hat. Ihr Nihilismus ist kein bewußt reflektierter, sondern ein verinnerlichter, ein gelebter, der deshalb auch gar nicht mehr explizit ausgesprochen werden muß. Statt »belastend« wirkt er »entlastend«, statt »bedrükkend« »entrückend«, statt »gewissenhaft« »cool«, und statt »moralisch-deutsch« »amoralisch-weltverloren«. Und genau darin besteht das Besondere, das Erfrischende, das Überraschende dieser erst achtzehnjährigen Autorin. Denn: »Es kommt nämlich darauf an, was man aus seinem Nihilismus macht.« (Gottfried Benn)

Helene Hegemann: *Axolotl Roadkill*, Berlin 2010.

Bekanntlich hat das Feuilleton Hegemann – die bereits 2009 mit ihrem grandiosen Debütfilm *Torpedo* aufgefallen war und einer einflußrei-

chen Intellektuellenfamilie entstammt – eifrig als Wunderkind gefeiert, um sich dann wochenlang über ein paar Plagiate zu echauffieren, die so gering sind, daß sie auf die Bedeutung des Buches wirklich keinen Einfluß haben. Aber jeder mußte über sie reden, denn »Helene ist ein Mädchen, dem Erwachsene gern gefallen wollen. In ihrer Nähe fühlen sie sich hip. Ein Teenager, der klüger ist als die meisten Dreißigjährigen – ein bißchen schräg, aber irgendwie cool.« (Jan Simon)

Jan Simon: *Wie sie euch gefällt*, in: *Die Zeit* vom 28. Januar 2010.

Die Spielregeln und Funktionsweisen des Betriebs sind festgefahren und bekannt, jeder weiß, wie Bücher »gemacht« werden, wer mit welchen Themen oder »Provokationen« wo landet. – Und doch scheint das System langsam etwas durchlässiger zu werden. Die oft seltsam oberflächlichen Reaktionen auf *Axolotl Roadkill* deuten jedenfalls in diese Richtung.



Keine Regel, keine Gnade; Sgraffito, Göttingen 2010

»Ficken, Kotzen, Tanzen: So stellen sich berufsjugendliche berlinbesoffene Feuilletonisten das Jungsein gern vor. Hegemann gibt ihnen, was sie verdienen«, urteilte Denis Scheck. Stimmt wohl, greift aber zu kurz. Die Konservativen stoßen sich am Jargon, an der Fäkalsprache, an der augenscheinlich kaputten Welt, die Hegemann als aktiver Teil beschreibt. Und die machtverwöhnten Linken müssen unzufrieden sein, weil sie eine Gefahr dort wittern sollten, wo ihre verlogenen Lebensentwürfe scheitern und sich in Form von Literatur (zunächst!) gegen die Verursacher zu richten beginnen. Sie bemerken, daß die anerzogenen Reflexe, über die ganze Generationen zu guten Sozial-Demokraten abgerichtet wurden, auf Respektlosigkeit stoßen und an Kraft verlieren. Vielleicht löst sich die Generation der heute Achtzehnjährigen tatsächlich aus dem Bann der moralischen Abhängigkeiten ihrer Eltern und Großeltern, was nicht nur auf die Literatur ungeheuer befreiend wirken dürfte.

Denn wer hätte noch vor zehn Jahren – selbst wenn er die Tochter des ehemaligen Chefdramaturgen der Berliner Volksbühne, Carl Hegemann, ist – Sätze schreiben dürfen wie diese, ohne dafür ungedruckt oder wenigstens vom Betrieb ignoriert zu bleiben: »Und dein Vater?« »Der ist eins von diesen linken, durchsetzungsunfähigen Arschlöchern überdurchschnittlichen Einkommens, die ununterbrochen Kunst mit Anspruch auf Ewigkeit machen und in der Auguststraße wohnen.«

Natürlich hat Carl Hegemann – direkt oder indirekt – an diesem Buch kräftig mitgewirkt (er wird in der Danksagung deutlich hervorgehoben), aber solche Passagen eben nicht verhindert. Gewiß: In dem Buch wird viel kokettiert, es enthält viel »Volksbühne«, und manchmal hat man den Eindruck, als sei es nicht zuletzt mit Blick auf den herrschenden Typus hiesiger Feuilletonisten geschrieben. Aber ganz gleich, wieviel »Berechnung« in diesem Buch steckt: Die emotionale wie geistige Wohlstandsverwahrlosung als Folge der post-achtundsechziger Konsenskultur kommt drastisch zur Sprache. Und damit auch Kritik an dem Milieu, das sich, je desaströ-

ser die Verhältnisse werden, umso trotziger selbst feiert und abschirmt, da es sich für das Beste hält, was diesem Land je widerfahren ist.

Zwar bedeutet das noch keine Wende in der öffentlichen Wahrnehmung, sondern zunächst nur die Schwächung bestimmter antrainierter Gewohnheiten durch Gleichgültigkeit, aber immerhin. Und es ist diese Nonchalance, die den geistig homogenisierten Betrieb vielleicht langsam für andere Mentalitäten, Charaktere oder Denkweisen öffnen dürfte:

»Mittlerweile sitzen wir am Frühstückstisch, Annika spült eine halbe Ritalin mit Magermilchkakao runter und teilt den Inhalt der zweiten Nordseekrabbenpackung in drei gleich große Portionen auf. Lars, Annika und ich verstehen uns wunderbar. Annika fragt: ›Was hättet ihr denn heute gehabt in der Schule?‹ ›Hä?‹ ›Na ja, was für Fächer? Was für Fächer verpaßt du jetzt? Mathe? Wenn du technisches Werken verpaßt, kriegst du eine Sechs aufs Zeugnis!‹ ›Die fahren irgendwie alle ins KZ heute.‹ ›Großartig!‹«

An die Seite des bedrückenden Nihilismus, der jahrzehntelang das bundesdeutsche Selbstverständnis bildete, gesellt sich nun ein entrückender. Treffen beide Formen aufeinander, entstehen groteske Situationen, die mehr über den Grad der »deutsche Psychose« verraten als alle theoretischen Versuche. In *Axolotl Roadkill* ist Helene Hegemann die Beschreibung solcher Szenen unterhaltsam gelungen:

»Vor zwei Wochen ist mir wieder so was Komisches passiert, als ich nachts durch die Choriner Straße gelatscht bin und auf der gegenüberliegenden Straßenseite plötzlich so eine megaaggressive Gruppe kleiner Vollprolls gesehen habe. … ›Bleib stehen, du hast sowieso keine Chance‹, sagte der Häßlichste von ihnen … Dann kickte jemand von hinten seinen Fuß in mein Blickfeld, ich konnte gerade noch ausweichen. … Der Häßliche dann irgendwie so: ›Ey, hassu gerade Nazigruß gemacht zu mir oder was?‹ ›Wie bitte?‹ ›Ich hab's gesehen, du hast gerade Nazigruß gemacht, Alter!‹ ›Nein, hab ich nicht.‹ ›Ich hab's doch gesehen, ey!‹ ›Spinnst du? Ich hab meine Kopfhörer aufgesetzt, ich bin selber Ausländerin!‹ Die Miene der Typen versteinerte sich, und dann veränderten sie ihre Haltung und waren alle ziemlich verwirrt. ›Kraß, Entschuldigung, wir dachten, Sie wären Nazi.‹ ›Nein, Mann! Ihr könnt doch nicht durch die Choriner Straße laufen und Leute plattmachen.‹ ›Na ja, wir machen das immer so, also Erhan kickt dann immer, und dann liegen die Leute auf dem Boden, und dann gehen die anderen noch mal drauf.‹ Erhan so: ›Ja, sorry, der Kick, zum Glück habe ich nicht getroffen.‹ ›Haben Sie eine Zigarette für uns?‹«

Ein Land, in dem sich solche Szenen abspielen, befindet sich im Zustand fortgeschrittener Degeneration: Die »deutsche Psychose« wird nur noch von denen bemerkt, die nicht von ihr befallen sind. Die »Vitalen« – allen voran jüngere Ausländer – haben das Machtvakuum erkannt, das darin für sie besteht. Der täglich praktizierte Opferkult »reinigender Handlungen« läßt die Praktizierenden selbst zu Opfern werden. Eine ganze Gesellschaft hat sich moralisch zur Handlungsunfähigkeit erzogen, indem sie ihren Stellvertreterkrieg gegen den Nihilismus als doktrinären »Antifaschismus« führt und zur Staatsräson erklärt. Dieser Zustand teilt die Menschen in »Befangene« und »Unbefangene«, in »Deutsche« und »Ausländer«. Und es reicht, wie im Falle der Hauptfigur Mifti, das Bekenntnis zu den »Unbefangenen«, um von der Seite der »Opfer« auf die der »Täter« zu wechseln.

Während der Faschismus für die »dekadent Vitalen« und »moralisch Unbefangenen« nur noch als Ursache der großen Psychose von Interesse ist, werden die sich wie auch immer zur »Betroffenheit« Bekennenden von dieser Psychose nach wie vor beherrscht. Deshalb stellt sich heute – gerade für Angehörige der Zwischengenerationen – die vielleicht größte Grundsatzfrage unserer Zeit: Zu welcher Seite gehöre ich?

Hartmut Lange: *Der Abgrund des Endlichen*, Zürich 2009.

Denn das ist der Unterschied zwischen dem gelebten, »schmutzigen« Entlastungsnihilismus einer Hegemann, der tatsächlich im Sinne Benns als schöpferisches »Glücksgefühl« empfunden werden kann, und dem gepflegten »reinigenden« Belastungsnihilismus eines Hartmut Lange, dessen jüngster Novellenband, *Der Abgrund des Endlichen,* nicht zufällig mit folgenden Worten aus dem Mund eines reuigen Mörders endet: »Helfen Sie mir. Ich habe Angst.« Und: »Es ist mir nicht möglich, ohne Sühne zu sterben.« – Worte, die so ungeheuer wie ungewollt symbolträchtig sind für dieses kranke Land.

Was heißt »Antisemitismus«?

von Siegfried Gerlich

Zum Kernbestand des Antisemitismus verdächtiger Stereotypen zählt die Überzeugung, die Juden seien selber schuld an ihrem Unglück. Nach Auschwitz hält sich, wer kein Judenfeind ist oder nicht als solcher gelten will, schamhaft an das gegenteilige Vorurteil, das die Juden zum reinen Opfer eines allgegenwärtigen Antisemitismus erklärt. Dabei verdankt sich dieses der älteren jüdischen Geschichtsschreibung entlehnte Konstrukt des »ewigen Antisemiten«, dessen Verkörperungen gleichsam vom biblischen Haman bis zu Hitler reichen, denselben projektiven Identifikationen, die einstmals zur christlichen Legende vom »ewigen Juden« geführt hatten. Wie die gläubigen Christen sich von alters her ihr ewiges Heil am weltlichen Unheil der Juden bestätigen mußten, und wie glaubenslose Antisemiten einer aufgeklärten Epoche die Juden zum weltgeschichtlichen Unglück stilisierten, von dessen Beseitigung das Heil der Welt abhängen sollte, so firmiert für die politisch korrekten Philosemiten von heute das heillose Schicksal der Juden als ein nicht minder universeller weltanschaulicher Fluchtpunkt.

Henryk M. Broder: *Der ewige Antisemit*, Frankfurt 1986; Christina von Braun/Ludger Heid: *Der ewige Judenhaß*, Berlin/Wien 2000.

Daß einem sich anbiedernden Philosemitismus nicht zu trauen sei, weil sich dahinter nur schuldbewußt verdrängter Antisemitismus verberge, ist ein Argwohn, den nicht zuletzt Juden hegen, die sich durch ihre wohlmeinende Degradierung zum schlechthinnigen Opfer mitnichten geadelt fühlen. Jacob Katz kritisierte diese »anti-antisemitische Einstellung, die aus Angst, auf antijüdische Argumente einzugehen, die Ursache des Antisemitismus ausschließlich in den außerjüdischen Bereich verlegt«, obgleich schwerlich zu leugnen sei, »daß auch die Juden selbst in der Geschichte des Antisemitismus eine Rolle spielen.« Gegen allen jüdischen Leidensnationalismus beharrte auch Hannah Arendt darauf, daß die »freiwillige Isolierung« von der nichtjüdischen Welt für die Geschichte der Juden von größerer Bedeutung gewesen sei als ihre erzwungene Absonderung; sie nannte es eine »selbstbetrügerische Theorie«, die wechselseitigen Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden durchweg einseitig, und zwar maßgeblich durch die Feindschaft von diesen gegen jene bestimmt zu sehen. Nach dieser heuristischen Prämisse fungiert »Antisemitismus«

Jacob Katz: *Zwischen Messianismus und Zionismus. Zur jüdischen Sozialgeschichte*, Frankfurt a.M. 1993.

Ders.: *Vom Vorurteil zur Vernichtung. Der Antisemitismus 1700–1933*, München 1989.

Hannah Arendt: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, München 1986 (1951).

als ein eingeschliffenes Begriffsschema mit apriorischer Rollenverteilung: Den Nichtjuden wird der Status aktiver und potentiell feindseliger Subjekte zugewiesen, und den Juden selbst verbleibt nur die passive Rolle willenloser Objekte, mit denen willkürlich verfahren wird.

Durch die Ausblendung der Eigenart und des Eigensinns des realen Judentums aus der Betrachtung reproduziert sich der Realitätsverlust, der den wahnhaften Antisemitismus kennzeichnet, noch im Felde seiner Erforschung. Auf das gemeinplätzige Klischee, daß der Antisemitismus mit den Juden selbst nichts zu tun habe, redet sich notorisch eine Antisemitismusforschung heraus, die ihrerseits mit dem Judentum nichts zu schaffen haben will. Indem sie von den Glaubens- und Lebensformen, vom National- wie vom Sozialcharakter der Juden weitgehend absieht und diese lediglich als schemenhafte Projektionsfläche bösartigen Vorurteils oder blinden Wahns in den Blick faßt, behandelt sie dieses Weltvolk methodisch abermals als jenes Pariavolk, zu dem ein hartes Schicksal es immer wieder verdammt hat.

Jede von den konkreten Konflikten zwischen Juden und Nichtjuden abstrahierende Isolierung der Judenfeindschaft führt unvermeidlich zu der kategorischen Fehleinschätzung, die sogenannte »jüdische Frage« sei nichts als eine antisemitische Erfindung. In letzter Konsequenz läßt sich noch die »jüdische Identität« selbst zum bloßen Produkt des Antisemitismus erklären. Jean-Paul Sartre dekretierte dogmatisch, »daß die Juden untereinander keine Interessensgemeinschaft haben und daß kein gemeinsamer Glaube sie verbindet, sie haben nicht einmal das gleiche Vaterland, und sie haben keine Geschichte. Das einzige gemeinsame Band ist die feindselige Verachtung, mit der die Umwelt sie behandelt. Der Jude ist der Mensch, den die anderen als solchen betrachten. Der Antisemit macht den Juden.« Mit solcher geistigen Enteignung und moralischen Entmündigung des Judentums freilich verschaffte der radikalste Denker der Résistance Görings berüchtigtem Wort: »Wer Jude ist, bestimme ich«, das im übrigen zum Schutze eines jüdischen Kameraden gesprochen war, nur eine paradoxe Überbeglaubigung.

Jean-Paul Sartre: *Überlegungen zur Judenfrage*, Reinbek bei Hamburg 1994 (1954).

Gegenüber einer Antisemitismuskritik, die in ihrem Radikalismus das Judentum selbst zum Verschwinden bringt, klagte Hannah Arendt dessen historische Realität und kulturelle Identität ein: Allein den modernen Antisemitismus charakterisiere eine wahnhafte Realitätsverzerrung, dem traditionellen Antijudaismus dagegen habe noch stets eine »Realbasis des Interessengegensatzes« zwischen Juden und Nichtjuden zugrunde gelegen. Tatsächlich lassen sich Interessenkonflikte mit einem religiösen, politischen oder sozialen Kern sowohl in der Antike und im Mittelalter als auch in der Neuzeit aufweisen, in deren bürgerlicher Periode die »Judenfrage« programmatisch aufgeworfen wurde.

So widerspricht eine unbefangene Sicht auf die deutsch-jüdische Geschichte des 19. Jahrhunderts der weitverbreiteten Auffassung, die Verspätung der Judenemanzipation in Deutschland sei ausschließlich durch eine anachronistische Judengesetzgebung sowie einen aggressiven Frühantisemitismus verschuldet worden. Vielmehr traten verstärkte jüdische Emanzipationsbestrebungen allemal selbst verspätet in Erscheinung; bis zur Jahrhundertmitte behauptete das traditionelle und später »orthodox« sich nennende Judentum erfolgreich seine Vorherrschaft gegen Reformbemühungen von innen wie gegen Assimilationserwartungen von außen. Noch am Vorabend der Revolution von 1848 wies die jüdische Orthodoxie die rechtliche Gleichstellung zurück und stellte sich hinter das restriktive preußische Judengesetz von 1847, das den Juden jene »nationale Sonderheit« zu erhalten suchte, die für ihre durch das Leben nach dem Ritualgesetz gestiftete religiöse Identität unabdingbar schien. Hannah Arendt sprach offen aus, »daß die Emanzipation der Juden keineswegs den Wünschen der Vertreter der Juden selbst entsprach, sondern im Gegenteil gegen die Juden selbst durchgeführt werden mußte.« Auch Gershom Scholem räumte ein, daß der Emanzipationskampf der Juden schließlich nur gewonnen wurde, »weil eine entscheidende und siegreiche Schicht unter den Nichtjuden ihn für sie führte.«

Michael A. Meyer (Hrsg.): *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*, 4 Bde, München 1996–1997.

Gershom Scholem: *Juden und Deutsche*, in: *Judaica* 2, Frankfurt a.M. 1970.

Erst in der zweiten Jahrhunderthälfte kam ein gleichsam nachholender Assimilationseifer auf, durch den sich viele Juden aus der mittelalterlichen Abgeschlossenheit der rabbinischen Gesetzesreligion zu befreien suchten. Gleichwohl brannte auch im sozial und kulturell assimilierten



Alle Klischees auf einen Blick – Lithographie zur Ausstellung »Der ewige Jude« 1937/38

Judentum vielfach noch ein messianischer Glutkern, der nach Haim Hillel Ben-Sasson dessen Vorkämpfern die »eigensinnige Entschlossenheit« verlieh, »die Welt wieder zum Reiche Gottes zu machen.« Dabei drängten sich den politisch engagierten Juden die modernen Ideen des Liberalismus und des Sozialismus als universalistische Säkularisationsformen ihres einstmals nationalreligiösen Messianismus geradezu auf. Zum Einsatz kamen sie in einem neuen Kulturkampf gegen das Christentum; in diesem hatten die Juden von jeher einen barbarischen Rückfall ins Heidentum gesehen, welcher durch die deutsch-christliche Assimilation an eine jüdisch geprägte Zivilisation überwunden werden müsse.

Haim Hillel Ben-Sasson (Hrsg.): *Geschichte des jüdischen Volkes*, München 1995, S.891.

Demgegenüber bot der deutsche Frühantisemitismus keineswegs bloß die Fortsetzung des christlichen Antijudaismus mit nationalistischen Mitteln; seine unterschiedlichen Feindbilder stellten immer auch Zerrspiegel des sich wandelnden Assimilationsverhaltens der Juden selbst dar. Der Anschein einer antijüdischen Gesinnung unter Aufklärern und Liberalen beruhte auf ihrem Anliegen, die rechtliche Gleichstellung der Juden auch gegen deren religiösen Widerstand durchzusetzen. Später provozierte die Etablierung eines Bildungs- und Geldjudentums Konservative und Nationalisten dazu, dem »jüdischen Intellektualismus« die Zersetzung der christlichen Glaubenstradition und dem »jüdischen Kosmopolitismus« die Auflösung der deutschen Volksgemeinschaft zum Vorwurf zu machen. Nicht minder wirkmächtige judenfeindliche Motive entwickelten schließlich Sozialisten und Anarchisten, welche die im modernen Handels- und Geldwesen überrepräsentierten Juden als Wegbereiter des Finanzkapitalismus attackierten, dessen profanes Profitmotiv ihnen im jüdischen »Schacher« und »Mammonismus« religiös vorgebildet schien.

Alle antijüdischen Gruppierungen aber einte der Verdacht einer »Mission Israels«, zu welcher sich nach Heinz Mosche Graupe in der Tat alle Strömungen im deutschen Judentum als »einem fundamentalen Dogma« bekannten. Der jüdische Nationalhistoriker Heinrich Graetz sah in der jüdischen Diaspora in Deutschland sogar ein Instrument zur Auferste-

Heinz Mosche Graupe: *Die Entstehung des modernen Judentums*, Hamburg 1969.

hung des Judentums zu welthistorischer Größe und erklärte scheinbar abtrünnige »Marranen« wie Heinrich Heine und Ludwig Börne zu »Kämpfern, die des Feindes Rüstung und Fahne ergreifen, um ihn desto sicherer zu treffen und ihn desto nachdrücklicher zu vernichten.« Auf diese kompromißlose Kampfansage antwortete der Liberale Heinrich Treitschke mit einem Wort, welches die Bestürzung vieler Deutscher zum Ausdruck brachte: »Die Juden sind unser Unglück.«

Heinrich Graetz: *Geschichte der Juden*, Bd 11, Leipzig 1900.

Das Aufkommen des genuinen Antisemitismus mit seiner programmatischen Forderung nach Widerruf der politischen Emanzipation wie der sozialen Assimilation der Juden setzte historisch indessen die deutsche Reichsgründung voraus, welche die staatsrechtliche Gleichstellung der Juden sanktioniert hatte. Indem dieser bekennende und sich selbst so bezeichnende »Antisemitismus« in den Juden keine nationale Minderheit, sondern eine universale Weltmacht glaubte bekämpfen zu müssen, stellte er eine wie immer auch wahnhaft überschießende Reaktion auf das erklärtermaßen »jüdische Projekt der Moderne« dar. Der antisemitische Wahn selbst aber, die irrationale Dämonisierung des Judentums, fand seine Rationalisierung in pseudowissenschaftlichen Doktrinen, die den trügerischen Schein einer als Konfession assimilierbaren Religion entlarvten, um dahinter das verderbliche Wesen einer unassimilierbaren Rasse hervorzuzerren.

Shulamit Volkov: *Das jüdische Projekt der Moderne*, München 2001.

Bereits die ins 18. Jahrhundert zurückreichende sprachwissenschaftliche und völkerkundliche Endeckung der Semiten hatte eine naturalistische Auffassung der Juden als einer dieser Völkergemeinschaft zugehörigen Nation nahegelegt und damit auch eine feindselige Stilisierung des »Juden« zum exemplarischen »Semiten« angebahnt, wie sie schließlich im »Antisemitismus« fixiert werden sollte. Dessen Begriff und Sache wurden 1880 von Wilhelm Marr an der Bekennerfront seiner »Antisemiten-Liga« eingeführt und von Agitatoren wie Eugen Dühring, Hermann Ahlwardt und Theodor Fritsch unermüdlich weiterverbreitet. Dabei kam Ludwig Schemann als Übersetzer des Grafen Gobineau das völkische Verdienst zu, dem deutschen Antisemitismus im französischen Rassismus ein anthropologisches Fundament zu verschaffen, auf dem wiederum Houston Stewart Chamberlain eine arisch-rassenantisemitische Geschichtsbetrachtung entwickelte, die bereits alle wesentlichen Elemente der nationalsozialistischen Weltanschauung enthielt. Von Marr bis Hitler reicht die deutsche Epoche dieses in *Mein Kampf* so genannten »wissenschaftlichen Antisemitismus«, der sich über das »rein gefühlsmäßige Empfinden« des früheren »Scheinantisemitismus« erhaben wähnte.

Wilhelm Marr: *Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum*, Bern 1879.

Léon Poliakov: *Der arische Mythos. Zu den Quellen von Rassismus und Nationalismus*, Hamburg 1993.

Wie zu den meisten judenfeindlichen Positionen des 19. Jahrhunderts gibt es auch zur Rassifizierung des Judentums ein jüdisches Pendant, das aufgrund seiner langen Vorgeschichte diesem charakteristischsten Novum des Antisemitismus nicht nur als Schreckbild, sondern auch als Vorbild diente. Katz zufolge wurde seit Anfang des 15. Jahrhunderts im Judentum die Auffassung vorherrschend, daß die alte Feindschaft zwischen Juden und Nichtjuden »vor allem in der Verschiedenheit der Rassen begründet war«, so daß sich »das jüdische Volk von den Nationen vor allem seinem inneren Wesen und nicht bloß seinem Glauben und Bekenntnis nach unterschied.« Hannah Arendt zog daraus den radikalen Schluß, »daß ohne diesen Wandel in der Einschätzung der Andersartigkeit des jüdischen Volkes – ein Wandel, der erst viel später, im Zeitalter der Aufklärung, auf Nichtjuden übergriff – der Antisemitismus schlechterdings nicht hätte entstehen können.«

Imanuel Geiss: *Geschichte des Rassismus*, Frankfurt a.M. 1988.

Jacob Katz: *Exclusiveness and Tolerance: Jewish-Gentile Relations in Medieval and Modern Times*, New York 1962.

Ursprünglich hatten indessen schon die von den jüdischen Reformern Esra und Nehemia erlassenen Heiratsgesetze, welche die »Reinheit des jüdischen Blutes« schützen und einen »Zaun um die Thora« errichten sollten, den Keim für eine völkische und rassische Selbstauffassung des »auserwählten Volkes« gelegt, wie sie freilich erst in einem säkularisierten Zeitalter zu voller Entfaltung gelangen konnte. Indem der frühe Zionismus im Judentum keine Religion, sondern nur mehr eine Rasse sehen wollte, kam er dem deutschen Rassenantisemitismus nicht nur ideologisch entgegen, sondern er ging diesem auch chronologisch voraus. Der Kampf völkischer Kulturzionisten wie Moses Hess und Achad Haam richtete sich tatsächlich weniger gegen die nach der Jahrhundertmitte zurückgehende Judenfeindschaft als vielmehr gegen den fortschreitenden jüdischen Assimilationsprozeß. Aber selbst im modernen Judentum galten vielfach noch die traditionellen Heiratsgesetze, und Theodor Herzl, der die Ursache des Antisemi-

Helmut J. Heil (Hrsg.): *Die neuen Propheten*, Fürth/Erlangen 1969. Wiederabdruck von: Moses Hess: *Rom und Jerusalem*; Achad Haam: *Nicht dies ist der Weg!*; Theodor Herzl: *Der Judenstaat.*

tismus in dem »im Mittelalter eingetretenen Verlust unserer Assimilierbarkeit« zu erkennen glaubte und daraus die Konsequenz eines pragmatischen Zionismus zog, belehrte die europäischen Juden noch 1896 darüber, daß ihre Assimilation »nur durch die Mischehe« hätte erzielt werden können. Dabei hatte Moses Hess, dem »der jüdische Typus« als ebenso »unverkennbar« wie »unvertilgbar« imponierte, bereits 1862 zum »Rassenkampf« aufgerufen und die »Unverwüstlichkeit der jüdischen Rasse in Mischehen mit indogermanischen Stämmen« behauptet. Noch 1934 beklagte der zionistische Rabbiner Joachim Prinz den »gigantischen Entjudungsprozeß der Assimilation«, und 1935 begrüßte eine zionistische Zeitung die »klare gesetzliche Regelung« der Nürnberger Gesetze, die allein die deutschen Juden vor einer vollständigen Assimilation an die Deutschen bewahren könnten. Aufgrund solcher feindlichen Nähe befand George Steiner, der jüdische Anspruch auf rassische Auserwähltheit sei von den Nationalsozialisten »teuflisch parodiert« worden, wobei »die Juden den mörderischen Bumerang der Arroganz und nationalistischen Leidenschaft auf die Geschichte und uns selbst geschleudert haben könnten.«

Joachim Prinz: *Wir Juden*, in: Christoph Schulte (Hrsg.): *Deutschtum und Judentum. Ein Disput unter Juden aus Deutschland.*

George Steiner: *Errata. Bilanz eines Lebens*, München/Wien 2002.

Gleichwohl war die nationalsozialistische Judenvernichtung keine unausweichliche Konsequenz des deutschen Rassenantisemitismus; im wesentlichen stellte sie eine angst- und haßerfüllte Überreaktion auf die europäische Fundamentalrevolution der Moderne dar, an der Juden als von Horkheimer und Adorno so genannte »Kolonisatoren des Fortschritts« maßgeblich beteiligt waren. Herzl antizipierte einen fatalen kausalen Nexus mit seiner Prophezeiung, »die soziale Schlacht (werde) auf unserem Rücken geschlagen werden, weil wir im kapitalistischen wie im sozialistischen Lager auf den exponiertesten Punkten stehen.« Es lag nur in der Logik der prophezeiten Vergeltung, daß die ebenso exponierte nationalsozialistische Judenfeindschaft alle antiliberalen und antibolschewistischen Kräfte massieren und mobilisieren würde.

Max Horkheimer/ Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung*, Frankfurt a.M. 1996.

Steiner nahm in dieser extremsten Gestalt modernitätsfeindlicher und gegenrevolutionärer Ideologie aber vor allem eine antimetaphysische Stoßrichtung wahr, sofern sie letztlich auf »das apodiktische Postulat radikaler Transzendenz (zielte), wie es das alte Judentum mit seinem Monotheismus erhoben hatte.« In einem noch fundamentaleren Sinne deutete Ernst Nolte den Nationalsozialismus als »verzweifelten Widerstand gegen die Transzendenz«, indem er diesen theologischen Begriff ins Anthropologische wendete, um noch die in theoretischer Aufklärung wie im praktischen Fortschritt sich vollziehende Selbstüberschreitung des Menschen, und somit seine Weltoffenheit selbst, als Vernichtungsziel freizulegen. So erschloß Nolte die Singularität des nationalsozialistischen Vernichtungsprogramms aus dessen tiefster Intention, im Judentum mit dem rassischen Träger zugleich den geistigen Stellvertreter des »transzendentalen Wesens des Menschen« selbst zu treffen.

Ernst Nolte: *Der Faschismus in seiner Epoche*, München 1963.

Bezeichnenderweise sprach Hitler selbst nur selten von »Antisemitismus«, und das Goebbelssche Propagandaministerium forderte sogar dazu auf, »in der Judenfrage das Wort Antisemitismus zu vermeiden, weil die deutsche Politik sich nur gegen die Juden, nicht aber gegen die Semiten schlechthin richtet.« Daß sich jedoch die gesamte Antisemitismusforschung seit 1945 außerstande gezeigt hat, dieser philologisch wie politisch angebrachten Richtigstellung ernsthaft Rechnung zu tragen, läßt die Forderung nach einer Verwissenschaftlichung und Historisierung dieses allseitig vernutzten Begriffs um so gebotener und dringlicher erscheinen. Denn sowenig der nationalsozialistische Judenhaß im rassischen Antisemitismus, dem er entwuchs, wesenhaft aufging, sowenig reichen wiederum aktuelle Ressentiments und antijüdische Reflexe, die durch die penetrante Inflationierung des Antisemitismusbegriffs selbst nicht selten allererst erzeugt werden, an die genuin antisemitische Einstellung heran. Darum muß sich jede verbindliche Rede von Antisemitismus auf dessen historische Epoche und seine systematische Programmatik beschränken und im übrigen der geschichtspolitischen Umrüstung dieses ursprünglich affirmativen Kampfbegriffs zu einer diskriminierenden Allzweckwaffe den Dienst verweigern. Die Mythisierung noch der banalsten Konflikte mit Juden oder jüdischen Organisationen zu Manifestationen des einen und immergleichen Antisemitismus hintertreibt nicht nur die Intention von Aufklärung, sie befördert am Ende allemal selbst die befürchtete Trivialisierung und Verharmlosung des wirklichen Judenhasses, der verstörend genug fortlebt.

Autoren dieses Heftes

Siegfried Gerlich, 1967, Studium der Musikwissenschaft und Philosophie in Hamburg, freischaffender Pianist und Arrangeur.
Ernst Nolte. Portrait eines Geschichtsdenkers, Schnellroda 2009

Olaf Haselhorst, 1963, studierte Geschichte und Slawistik in Hamburg und St. Petersburg, Publizist und Übersetzer.
Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71, Graz 2009

Thorsten Hinz, 1962, studierte Germanistik in Leipzig, freier Autor in Berlin, 2004 Gerhard-Löwenthal-Preis.
Literatur aus der Schuldkolonie, Schnellroda 2010

Ellen Kositza, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.
Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie.
Wozu Politik? Vom Interesse am Gang der Welt, Schnellroda 2010

Martin Lichtmesz, 1976, ist Filmemacher und freier Journalist.

Frank Lisson, 1970, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie in Würzburg und München. Er schreibt Sachbücher, Romane, Features und Hörspiele mit dem Schwerpunkt Kulturphilosophie.
Homo Absolutus. Nach den Kulturen, Schnellroda 2009

Dr. Wiggo Mann, 1972, studierte Politik und Soziologie in Rostock und Heidelberg, derzeit Habilitation über die Dekadenz im 20. Jahrhundert.

Felix Menzel, 1985, studiert Medien- und Kommunikationswissenschaft, Politik und BWL in Halle/Saale. Verantwortlicher Redakteur von www.blauenarzisse.de.
Medienrituale und politische Ikonen, Schnellroda 2009

Prof. Dr. Bernd-Thomas Ramb, 1947, studierte Mathematik, Physik und BWL und ist außerplanmäßiger Professor an der Universität-Gesamthochschule Siegen. Arbeit als selbständiger wirtschaftswissenschaftlicher Berater.
Der Zusammenbruch unserer Währung, Hamburg 2010

Martin Schmidt, 1966, studierte Geschichte und Germanistik, freier Publizist.
Reisen zu den Deutschen im Osten Europas, Graz 2006

Prof. Dr. Günter Scholdt, 1946, Professor für Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes, Leiter des Literaturarchivs Saar-Lor-Lux-Elsaß. Verheiratet, zwei Kinder.
Zehn Jahre Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsaß, St. Inbert 2006

Prof. Dr. Hermann von Laer, 1945, Studium der Volkswirtschaftslehre, Politik und Soziologie in Berlin (FU) und Münster; apl. Professor für Wirtschaftspolitik an der Universität Vechta.
Was sollen unsere Kinder lernen? Zur bildungspolitischen Diskussion nach den PISA-Studien, Berlin 2010

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.
Leitbegriffe, Band I des *Staatspolitischen Handbuchs*, hrsg. von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2009

Postnational oder futsch – Europas Balanceakt

von Martin Schmidt

Der bis 2008 amtierende belgische Ministerpräsident und Europaparlamentarier Guy Verhofstadt beschrieb in der Zeitung *De Standaard* vom 24. Februar angesichts der monatelangen französischen Identitätsdebatte seine Vorstellung des künftigen Europas: »Identität ist ein Begriff, auf dem unmöglich eine friedliebende und wohlhabende Gesellschaft aufgebaut werden kann. Allgemeiner gesagt ist ›Identität‹ ein Symptom unserer Unfähigkeit, die Welt so zu akzeptieren, wie sie ist. Die Zukunft von Europa liegt keineswegs in einer Suche nach nationaler Identität. Und sicherlich liegt sie nicht in der Summe nationaler Identitäten. Das Europa von heute, ›l'Europe des Nations‹, ist eine Reliquie der Vergangenheit. Es ist ein Europa, das unfähig ist, Probleme zu lösen. Und es ist ein Europa, das kaum noch eine bedeutende Rolle in der multipolaren Welt des 21. Jahrhunderts spielen wird. Kurz: Die Zukunft von Europa und der Europäischen Union wird postnational sein, oder sie wird nicht sein.«

Guy Verhofstadt: *Europa zal postnationaal zij of niet zijn, De Standaard* (24. Februar 2010).

Der Ton, in dem Verhofstadt sein Europabild auf die Verneinung der Suche nach kulturgeschichtlicher Identität gründet und den Nationalgedanken als historische Altlast abqualifiziert, klingt wie das Pfeifen im Walde. Er zeugt vom Unmut darüber, daß die Menschen angesichts der existentiellen Fragen, die Globalisierung, Bankenkrise und Euro-Verfall aufwerfen, ihre geistige Heimstatt immer weniger in einem bundesstaatlichen »Europa der Bürger« suchen, – und belegt die Realitätsblindheit, Arroganz und ideologische Engstirnigkeit des Fraktionschefs der Allianz der Liberalen und Demokraten (ALDE) im Europaparlament. Dabei weist gerade die schleichende Auflösung des übernationalen Staatswesens Belgien, an das sich Verhofstadt mit aller Macht klammert, die Richtung, in die sich der Kontinent vor allem bewegt.

Die Entwicklung der letzten Jahre ist von einer rasch wachsenden Unübersichtlichkeit und der verwirrenden Gleichzeitigkeit von informations- und verkehrstechnischen, juristischen sowie mitunter außen- und wirtschaftspolitischen Zentralisierungstendenzen einerseits und Entwicklungen hin zu einer außen-, kultur- und finanzpolitischen und vor allem bewußt-

seinsmäßigen Dezentralisierung andererseits gekennzeichnet. Gerade die letzten Monate zeugen von einem beschleunigten Wandel des Europas der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hin zu neuen Formen, die sicher nicht mehr jene von vor über hundert Jahren abbilden, aber eben auch nicht auf eine bundesstaatliche Europa-Vision à la Verhofstadt hinauslaufen.

Die tiefe Wirtschafts- und Währungskrise Griechenlands (und die absehbare weitere Zuspitzung der Schuldenkrise in Portugal, Spanien, Irland, Italien) kann schon jetzt als Meilenstein auf dem Weg zur Neufindung des Kontinents gelten. Das Ideologieprodukt des Euro als finanzpolitischer Kitt eines noch immer sehr uneinheitlichen Kontinents erweist sich als brüchig.

Polens Regierung hat im Mai die geplante Einführung des Euro aus ihrer Prioritätenliste gestrichen. Nicolas Dupont-Aignan, Ex-Gaullist, Vorsitzender der konservativen französischen Partei DLR und Vizepräsident der »Allianz für ein Europa der Demokratien« im Europaparlament, schrieb am 24. Mai in der Tageszeitung *Le Monde*: »Man sieht, daß der Euro nicht reformiert werden kann. Die einzige Lösung bleibt also in der Tat die Rückkehr zu nationalen Währungen, die mit dem Euro als Reservewährung ausgestattet werden könnten und so eine freiwillige Wirtschaftskoordinierung sichern würden. Um so früher, desto besser. Es ist natürlich vorzuziehen, den Wechsel ordentlich durchzuführen, während noch Zeit ist und nicht unter dem Druck eines Notfalls. Man sollte weiterhin damit aufhören, uns glauben zu lassen, daß das Verschwinden des Euro in seiner heutigen Form das Verschwinden Europas bedeuten würde. Die Existenz von Ländern wie Schweden und Dänemark, die den Euro ablehnen und gleichzeitig vorbildliche Staaten der Europäischen Union sind, beweist, falls nötig, daß jener Schreckensdiskurs auf keiner ernsthaften Grundlage beruht!«

Nicolas Dupont-Aignan: *Sortir de l'euro pour sauver l'Europe, Le Monde* vom 24. Mai 2010.

Letztlich wird man bei der Lagebeurteilung auf grundlegende Unterschiede gestoßen, wie sie der britische Kolumnist David Rennie (*The Economist*) am 9. Juni vor dem Hintergrund der vier Tage später stattfindenden Wahlen für die belgische Zeitung *De Morgen* festhielt: »Diese Wahlen bestätigen in vielerlei Hinsicht die alte Idee, daß Belgien auf einer kulturellen Grenze zwischen dem germanischen und dem lateinischen Europa liegt. (…) In dieser Krise ist Europa aufgeteilt zwischen einem germanischen Block, der den Euro mit Disziplin und streng kontrollierten Haushalten retten will, und einem südlichen Block, der in billigen Krediten via Euro-Obligationen, politischen Interventionen und großen fiskalen Transfers sein Heil sucht. Aber wenn Belgien, ein Land mit einem einzigen Haushalt und einem zentralisierten Steuer- und Sozialsystem, schon Mühe hat, seine Transferunion vor dem Groll der Wähler zu retten, welche Hoffnung hat Europa dann noch?«

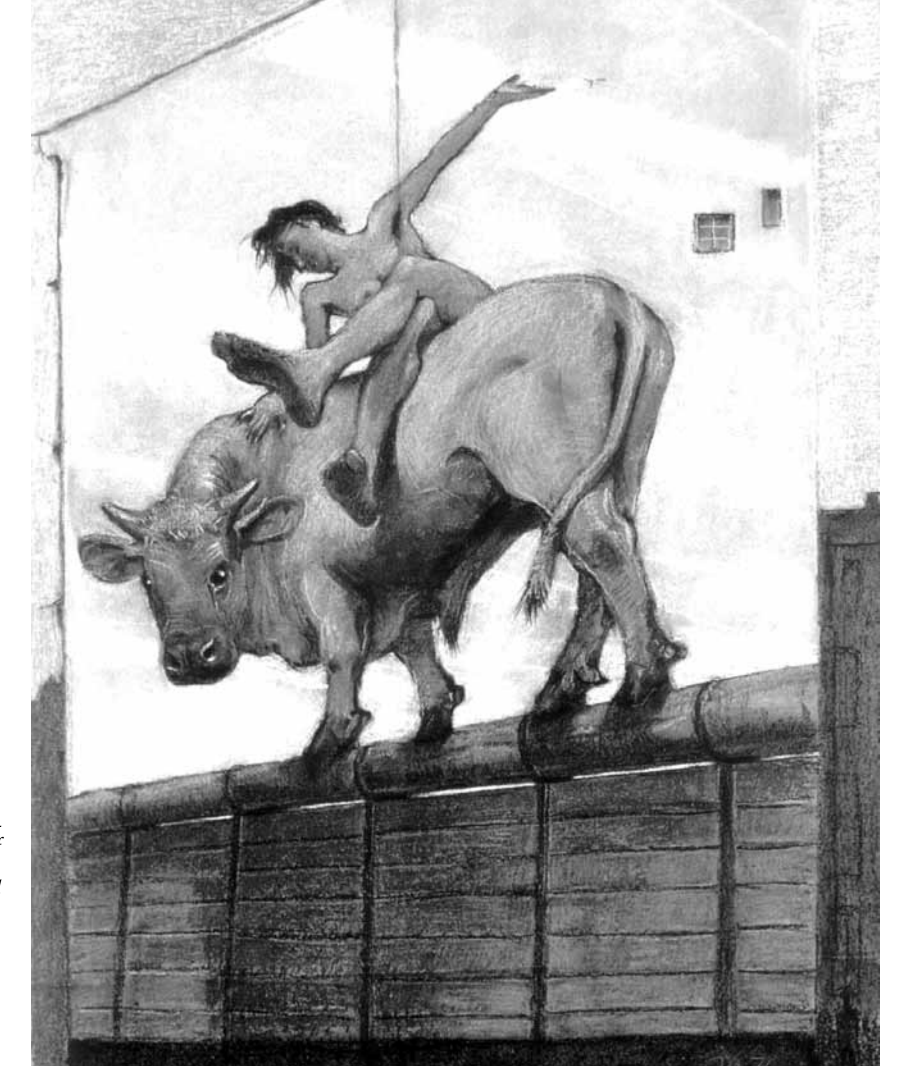
David Rennie: *Buren over Belgie. Het negatieve model van Europa, De Morgen* vom 9. Juni 2010.

In der niederländischen Tageszeitung *NRC Handelsblad* vom 19. Juni findet sich eine treffende Analyse: »Immer mehr Wähler schauen lieber nach innen als nach außen. Sie haben Angst, daß die neue Verteilung von Reichtum und Macht auf Kosten ihres eigenen Volkes oder ihrer eigenen Region geht. (…) Das zeigt wieder einmal, daß ›EU-‹ Europa nur dann akzeptiert wird, solange der Wohlstand zunimmt. Da der nun auf dem Spiel steht, verliert das europäische Projekt stetig an Legitimität.«

Wilders en De Wever hebben iets met jobbik, NRC Handelsblad vom 19. Juni 2010.

Hinzu kommen epochale außenpolitische Veränderungen, die mit der Herausbildung einer multipolaren Welt einhergehen. Das möglicherweise endgültige Scheitern des »orangenen« Nato-Projekts in der Ukraine, der Bau der Ostsee- und South-Stream-Pipeline, das jüngste Start-Abkommen und die weitgehende Verlagerung der amerikanischen Raketenabwehrpläne nach Rumänien und eventuell Bulgarien sind deutliche Zeichen sich verändernder Kräfteverhältnisse. Washington zieht sich aus Osteuropa und zunehmend auch aus Ostmitteleuropa zurück und bündelt seine schwindenden Ressourcen auf dem Balkan, im Nahen Osten und natürlich im pazifischen Raum.

Das machtpolitische Vakuum in Europa wird zum einen von Rußland gefüllt, das seine Ambitionen in den letzten Monaten gegenüber der Ukraine und Polen eindrucksvoll demonstriert hat. Das ukrainische Nationalparlament verlängerte am 27. April den Stationierungsvertrag für die russische Schwarzmeerflotte in Sewastopol bis zum Jahr 2042. Im Gegenzug gewährte der Kreml einen Preisnachlaß für die Einfuhr russischen Gases um stattliche 30 Prozent. Schon dieser Kompromiß ist



Vorwärts? Zurück? – Europa auf dem Stier, auf der Mauer balancierend, Johannes Grützke, Pastell auf Packpapier 1976.

von erheblicher geostrategischer Bedeutung für das östliche Europa und den Schwarzmeerraum. Doch das offensichtliche Bemühen Moskaus um polnische Sympathien im Zusammenhang mit dem Flugzeugabsturz bei Katyn hat möglicherweise noch größere Fernwirkung. Man bedenke, welcher Bewußtseinswandel nötig war, damit das russische Nationalfernsehen bereits einen Tag nach dem Unglück zur besten Sendezeit Andrzej Wajdas »Katyn«-Film ausstrahlen konnte und Präsident Medwedew Ende April die Freigabe bislang unter Verschluß gehaltenen Archivmaterials zur Liquidierung der polnischen Militärelite anordnete.

Letztlich geht es darum, die historisch bedingten antirussischen Vorbehalte in Polen soweit zu verringern, daß dieser Staat aus Kreml-Sicht nicht mehr als ständiger Unruhefaktor wirkt und die Entfaltung der eigenen Interessen in der Ukraine oder im Baltikum hemmt. So war das wirtschaftlich heute vergleichsweise gut dastehende Polen in der Nachwendezeit zusammen mit Tschechien ein überaus wichtiger Verbündeter der US-Politik. Doch das könnte bald vorbei sein, wenn sich Warschau mit dem Machtzuwachs der von ihrem Ressourcenreichtum zehrenden Russischen Föderation arrangiert und diese in bezug auf Ostmitteleuropa nicht in überkommene großrussisch-imperiale Praktiken zurückfällt. Beide Voraussetzungen sind allerdings mit dicken Fragezeichen zu versehen.

Der Erfolg dieses historisch zu nennenden Vorzeichenwechsels ist nicht zuletzt von der Politik Deutschlands abhängig. Sollte Berlin keine Blockadehaltung einnehmen (und dafür spricht derzeit viel), könnte sich eine neue Ordnung herausbilden, bei der die Geschicke im gesamten östlichen Europa dauerhaft von einer Achse Moskau – Warschau – Berlin bestimmt würden. Der Berliner Republik fiele dann die Rolle zu, die unweigerlich aufkeimenden Unstimmigkeiten zwischen Rußland und Polen zu schlichten und die Interessen der kleinen baltischen Staaten oder auch Tschechiens, der Slowakei, Ungarns und Rumäniens gegenüber dem »russischen Bären« zu wahren. Im Gegenzug könnte der Kreml die faktische Assoziation mit den »Bruderländern« Ukraine und Weißrußland vorantreiben und sich seinen Problemzonen im Kaukasus oder im Fernen Osten widmen. Für Europa und die EU hätte diese unter nationalen Vorzeichen

stattfindende Neuverteilung der Interessensphären die Folge, daß sich die machtpolitischen Gewichte gen Norden und vor allem Osten verschieben würden und die Zentrierung der Staatengemeinschaft in den EU-Hauptstädten Brüssel und Straßburg noch fragwürdiger würde. Denn diese ist, um mit Verhofstadt zu sprechen, in der Tat eine »Reliquie der Vergangenheit«, deren geballte Macht ein Produkt der Nachkriegsentwicklung ist, sprich: der Blockteilung des Kontinents und der engen französisch-(west-) deutschen Zusammenarbeit.

Sollte die Südachse der EU wegen der kollabierenden Volkswirtschaften Griechenlands, Portugals, Spaniens und möglicherweise Italiens dauerhaft geschwächt werden, wäre die radikale Machtbeschneidung des immer demokratiefeindlicheren Brüsseler Bürokratiekolosses wohl nur eine Frage der Zeit. Paris sähe sich angesichts der veränderten Machtverhältnisse genötigt, sein Augenmerk ganz auf die Südwestecke des Kontinents zu richten und sich seiner Mittelmeerpolitik sowie den besonderen Ambitionen in Afrika zu widmen. Dies müßte keinen französischen Machtverlust bedeuten. Eine außenpolitische Aufgabenteilung der großen EU-Mächte – Großbritannien könnte dabei seine traditionellen Verbindungen nach Nordamerika, Indien oder Australien in die Waagschale werfen – könnte die globale Bedeutung Europas sogar stärken.

Wie sehr Moskau der Stabilität an seinen Westgrenzen jenseits des von überkommenen Strukturen und unterschwelligen Animositäten geprägten EU-»Klein-Kleins« bedarf, um anderweitig Handlungsspielräume zu gewinnen, zeigt die Herausforderung durch das Jahrhundertprojekt der Gaspipeline zwischen Turkmenistan und China. Diese seit 2009 im Bau befindliche Energietrasse soll auf einer Länge von 1833 Kilometern jährlich 40 Milliarden Kubikmeter Gas vom turkmenischen Samadepe über Usbekistan und Kasachstan in die nordwestchinesische Grenzregion Sinkiang transportieren. Der geplante Umfang würde der Hälfte der Gasmenge entsprechen, die die Volksrepublik China 2008 verbraucht hat. Und das alles auf der Grundlage einer neuen strategischen Ausgangsposition, durch die die mittelasiatischen Länder die Möglichkeit bekommen, ihr Gas auf dem internationalen Markt zu verteilen, ohne russischen Boden zu berühren. Nicht zuletzt würde Peking seine Abhängigkeit von Rußland im Energiesektor drastisch verringern.

All diese Entwicklungen spiegeln nationale Perspektiven wider, wie sie die Geschicke der Staatenwelt seit mindestens zwei Jahrhunderten beherrschen. Daß sich jedoch längst nicht überall in Europa eine Fortschreibung oder gar eine Renaissance überlieferter nationaler Politikmuster beobachten läßt, soll nicht bestritten werden. Die Erosion einst bedeutender klassischer Nationalstaaten wie Großbritannien, Spanien und Italien ist unübersehbar. Dort entfalten die Regionalismen mittlerweile eine Kraft, die in Schottland, Katalonien oder dem Baskenland schon bald die europäischen Landkarten verändern könnte.

Auch in England, Wales oder Norditalien wird das Eigenbewußtsein immer stärker. In Ungarn oder der Slowakei wiederum sind es klassische Nationalismen, die sich im Erdrutsch-Wahlsieg der madjarischen politischen Rechten ebenso manifestieren wie im jüngsten Beschluß des Preßburger Parlaments, daß an den Schulen des Landes künftig »zur Stärkung des Patriotismus« jeweils montags die Nationalhymne zu singen ist und in den Klassenzimmern Staatsflagge und -wappen sowie die Präambel der Verfassung angebracht werden müssen. Auch im Kosovo, in Bosnien-Herzegowina oder in Moldawien werden die ethno-kulturellen Faktoren letztlich die Zukunft bestimmen. Welche konkreten finanzpolitischen Folgen der identitätsstiftende Blick in die Geschichte haben kann, zeigt das Beispiel der Wiener Börse, die sich – auf alten k.u.k.-Spuren – die Anteilsmehrheit an der ungarischen, tschechischen und slowenischen Börse gesichert hat.

Die Zukunft Europas beruht zweifellos wesentlich auf seiner vielgestaltigen ethno-kulturellen Substanz. Sollte die Europäische Union diesen Tatbestand aus ideologischer Beschränktheit nicht anerkennen und die überfälligen Strukturreformen verweigern, so wird sie jegliche Akzeptanz bei den Menschen verlieren und als Organisationsform schon bald der Vergangenheit angehören. Oder, um nochmals die Worte Verhofstadts zu gebrauchen: die Zukunft von Europa und der Europäischen Union wird identitätsgestützt sein, oder sie wird nicht sein.

Euro-Dämmerung

von Hermann von Laer

Nach der Weltfinanzkrise 2008/09 erschütterte im Frühjahr dieses Jahres die griechische Schuldenkrise den Euro-Raum und die Finanzmärkte. Plötzlich stellte man fest, daß Griechenland praktisch pleite war und die Warnungen vor der Einführung des Euro ihre volle Berechtigung hatten. Unter solchen Umständen fanden sich schlagartig keine privaten Anleger mehr, die bereit waren, dem griechischen Staat zu halbwegs akzeptablen Konditionen weiterhin Geld zu leihen. Die Zinsen griechischer Anleihen stiegen auf bis zu 20 Prozent, Griechenland war faktisch pleite. Bekanntlich griffen daraufhin die europäischen Regierungen ein und garantierten nicht nur Griechenlands Schulden, sondern die Schulden anderer Pleitekandidaten gleich mit.

Damit scheint in den Augen der Politiker alles ausgestanden zu sein: Eine Währungsreform oder eine Hyperinflation gab es bisher nicht, die Arbeitslosigkeit sinkt wieder und auch andere Kennzahlen erreichen das Vorkrise-Niveau. Zwar weiß jeder auch nur halbwegs Informierte, daß die »Kreditgarantie« für Griechenland den deutschen Steuerzahler letztlich mit Milliardensummen belasten wird, aber die Politiker betonen vorsorglich immer wieder, daß eine solche Hilfe völlig gerechtfertigt sei und letztlich im deutschen Interesse liege. Denn Deutschland profitiere nun einmal ganz besonders von der EU: Die deutschen Exporte seien hoch, die Einkommen nähmen zu und der riesige Leistungsbilanzüberschuß führe nicht nur zu hoher Beschäftigung, sondern demonstriere auch Deutschlands wirtschaftliche Macht.

Richtig ist an diesen Aussagen allein, daß freier Handel allen nutzt, die ihn betreiben. Das wissen wir spätestens seit Ricardo, also seit nunmehr fast 200 Jahren. Dennoch kann man natürlich aus guten Gründen gegen freien Handel sein, wie dies Friedrich List schon in den 1830er Jahren darlegte. So kann man etwa auf die Abhängigkeit verweisen, die der Handel mit sich bringt und schon aus verteidigungspolitischen Gründen oder allgemein unter Sicherheitsaspekten mehr Autarkie fordern. Solche Autarkie »kostet« aber in jedem Falle materiellen Wohlstand.

Der Aspekt der Wohlfahrtssteigerung lag – neben politischen Überlegungen – auch dem europäischen Einigungsprozeß zugrunde: Im Rah-

David Ricardo: *Grundsätze der politischen Ökonomie und der Besteuerung* (1817), Frankfurt 1972.

Friedrich List: *Das nationale System der politischen Ökonomie* (1841).

men der EWG wurden die Binnenzölle abgeschafft und – anders als bei der EFTA – auch ein gemeinsamer Außenzoll eingeführt. Diese Maßnahmen hatten, da sind sich heute fast alle Ökonomen einig, insgesamt positive wirtschaftliche Folgen für die beteiligten Staaten.

Bei der Einführung des Euro standen im Gegensatz dazu nicht ökonomische Erwägungen im Vordergrund, sondern politische. Letztlich wurde der Euro allein geschaffen, um das durch die Wiedervereinigung vermeintlich so stark gewordene Deutschland stärker »einzubinden«. Alle kritischen Stimmen, die vor allem aus der Wirtschaftswissenschaft kamen, wurden dabei in den Wind geschlagen. Während es bisher in der Geschichte immer so war, daß erst ein wirtschaftlicher Zusammenschluß erfolgte (etwa der Deutsche Zollverein 1833), dann die politische Einheit kam (Reichsgründung 1871) und erst am Ende – quasi als Krönung – die gemeinsame Währung eingeführt wurde (Einführung der Mark 1873), so wurde jetzt ein umgekehrtes Vorgehen gewählt: Die gemeinsame Währung sollte die gemeinsame Politik und damit letztlich den gemeinsamen Staat herbeizwingen. Denn eine gemeinsame Währung führt zwangsläufig zu gleichen Zinsen, gleicher Inflation und zumindest ähnlichen Löhnen, Sozialsystemen und Steuern. Für die nationalen Regierungen bleibt dabei nicht mehr viel zum Regieren übrig.

Schon vor 12 Jahren schrieb ich in einem Beitrag zu diesem Thema: »Dieser Souveränitätsverzicht paßt aber weder zur republikanischen Tradition des französischen Staatsverständnisses noch zum Westminster-Parlamentarismus der Briten. Nur für die Deutschen ist es selbstverständlich, daß Geld und Geldpolitik am besten bei einer nicht weisungsgebundenen Institution, nämlich der Bundesbank, aufgehoben ist … Aber auch die rein wirtschaftlichen Folgen der Euro-Einführung sind erheblich. Frankreich war immer ein Zentralstaat, und die französische Zentralbank war – wie in Großbritannien – immer abhängig von den gewählten Institutionen. In Deutschland ist dies anders. So wie die Deutschen aufgrund ihrer Erfahrung und Tradition weit überwiegend Geldwertstabilität für äußerst wichtig halten und eine unabhängige Zentralbank wünschen, so pochen die Franzosen überwiegend auf den Machterhalt ihrer gewählten Instanzen und wollen sich ihre Politik nicht von den »Spezialisten« in Brüssel oder sonstwo vorschreiben lassen. Werden daher die Franzosen wirklich dauerhaft vor der Zentralbank in Frankfurt kuschen?«

Hermann von Laer: *Der Euro und die europäische Währungsunion: Eine gefährliche Fehlentwicklung für das gemeinsame Europa*, in: JoachimKuropka; Wilfried Kürschner (Hrsg.): *Deutschland und Europa, Europa und die Deutschen*, Münster 1998, S. 141–172.

Wenn es aber nicht zu den notwendigen Anpassungen kommt, wenn also die nationalen Besonderheiten bleiben, dann fällt die Währungsunion zwangsläufig wieder auseinander, und dies wird für alle Beteiligten sehr teuer und schmerzhaft werden. Aber genau an dieser Stelle stehen wir heute und so mancher Euro-Enthusiast reibt sich verwundert die Augen.

Allerdings beruhte und beruht dieser Enthusiasmus ganz wesentlich auf Realitätsverweigerung. So stand Deutschland, als der Euro im Jahre 1994 faktisch beschlossen wurde, gemessen am HDI, an vierter Stelle in der Welt, heute hingegen an Platz 23! Der HDI, der Human Development Index, ist der heutzutage am meisten verwendete Wohlstandsindikator, in dem das Sozialprodukt, die Gesundheitsversorgung und die Bildung in einem Land gemessen wird. Nun ist ein solcher Index immer fragwürdig und man sollte ihn keineswegs überinterpretieren. Aber ein Abfall von Platz 4, also von ganz oben, auf Platz 23 – in die untere Gruppe der Industrieländer – ist schon bedenklich. Aber nicht nur im internationalen Vergleich ist seit Einführung des Euro ein Abstieg zu beobachten, sondern auch bei den Masseneinkommen. Seit 1994 sanken nämlich in Deutschland die Durchschnittslöhne und auch die Durchschnittsrenten um fast 10 Prozent. Für diesen Abfall ist sicherlich nicht allein der Euro verantwortlich zu machen, aber ohne Verweis auf die neue Währung ist wohl keine Erklärung möglich.

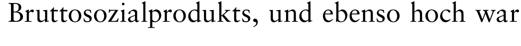
Es ist faszinierend, daß diese Senkung des Lebensstandards bisher noch gar nicht ins kollektive Bewußtsein vorgedrungen ist. Und es ist beunruhigend, daß sie bei extrem günstigen Rahmenbedingungen stattfand: Es herrschte Friede, es gab keine Naturkatastrophen, und die Weltwirtschaft wuchs wie nie zuvor in der Geschichte. Hätte da nicht die bis vor einem Jahr größte Handelsmacht – nämlich Deutschland – eigentlich sogar überproportional profitieren müssen? Genau dies wird ja auch in fast allen Politikerreden immer wieder behauptet, wenn auf die segensreiche Wirkung deutscher Exportüberschüsse verwiesen wird. Hier liegen jedoch mehrere gravierende Denkfehler vor:

Erstens ist ein hoher und dauerhafter Exportüberschuß (exakter gesagt: Leistungsbilanzüberschuß) keineswegs positiv. Überschuß bedeutet, daß man Waren lieferte und Geld dafür bekam. Dieses Geld kann man nun nicht für ausländische Waren oder Reisen ins Ausland oder ähnliches ausgeben (sonst wäre es ja kein Überschuß!), sondern muß es letztlich im Ausland anlegen. Dies gilt um so mehr, als dem eigenen Überschuß zwangsläufig ein Defizit bei anderen Ländern entsprechen muß. Plakativ gesagt: Griechenland bezahlte die deutschen Waren mit Euro. Diese Euro wurden von Deutschland wiederum an Griechenland verliehen. Auch der ökonomische Laie kann erkennen, daß dies nicht auf Dauer gutgehen kann; irgendwann wird der Schuldner zahlungsunfähig. Man kann an diesem Beispiel sehr schön den Unterschied zwischen einer (kurzfristigen) betriebswirtschaftlichen und (langfristigen) volkswirtschaftlichen Betrachtung demonstrieren: Kurzfristig profitieren von hohen Exportüberschüssen die Arbeitnehmer (hohe Beschäftigung, hohe Löhne), die Arbeitgeber (hohe Gewinne) das Bankensystem (gute Geschäfte) und auch der Staat (hohe Steuereinnahmen). Volkswirtschaftlich führen die Exportüberschüsse jedoch zu wachsenden Ungleichgewichten und damit zur Krise, in der sich die zuvor erzielten Gewinne wieder auflösen. Man kann diese Zusammenhänge auch von der finanzpolitischen Seite darstellen: Der einzelne Exporteur kann das eingenommene Geld natürlich im Inland anlegen, es handelt sich dabei aber um Geld, für das die griechische Volkswirtschaft der deutschen Volkswirtschaft Waren »schuldet«. Griechenland kann ja deutsche Waren nur auf zweierlei Wegen bezahlen: Entweder es »druckt« dieses Geld (dies darf aber nur die Europäische Zentralbank) oder aber es leiht sich dieses Geld von dem, der es besitzt, in diesem Fall von Deutschland.

Der zweite Denkfehler, den die Befürworter von Exportüberschüssen machen, liegt darin, nur auf die Menge der exportierten Güter zu schauen und nicht auf die Wertschöpfung im Exportland, die letztlich allein für Wohlstand verantwortlich ist. Wurden früher deutsche Exportwaren weitgehend in Deutschland hergestellt, so hat sich heutzutage mehr und mehr das breitgemacht, was Professor Hans-Werner Sinn eine »Basarökonomie« nennt: Einzelne Komponenten werden im Ausland bezogen, im Inland nur noch zusammengesetzt und dann als »made in Germany« ins Ausland weiterverkauft. Es leuchtet unmittelbar ein, daß dadurch die Wertschöpfung und der Nutzen für das Exportland begrenzt sind. Vor allem aber hat diese Form von Export keine solide Basis, sie kann jederzeit abwandern.

Der dritte Denkfehler der Befürworter von Exportüberschüssen liegt darin, nur auf die Quantität der Exporte zu schauen und dadurch die Austauschverhältnisse (*terms of trade*) aus dem Blick zu verlieren. Früher konnte man für einen Daimler zehn Fiats »eintauschen«, jetzt nur noch drei. Denn jetzt fehlt der Druck ständiger Aufwertungen, der früher die technische Führerschaft brachte. Dadurch sinkt nach und nach der Vorteil, den der Außenhandel bringt. Die Aussage, Deutschland profitiere in besonderer Weise vom Euro, weil er zu Exportüberschüssen führe, ist bei näherer Betrachtung also unhaltbar. Denn selbst die Sachbehauptung, dank des Euro seien die deutschen Exporte in die anderen Euro-Staaten stark gestiegen, ist falsch: Seit Mitte der 1990er Jahre ist der deutsche Export in die anderen Euro-Länder anteilsmäßig gesunken. Kein Politiker hat dies meines Wissens bisher öffentlich zugegeben.

Für Deutschland wäre es also sicherlich besser, zur nationalen Währung zurückzukehren. Wie ist es jedoch bei Griechenland, hat wenigstens dieses Land langfristig vom Euro profitiert? Die Antwort ist leider ebenfalls ein klares »Nein«. Langfristig sind auch für dieses Land die Folgen katastrophal, gerade weil die Vorteile zunächst so groß waren. Denn mit der Einführung des Euro sanken die Zinsen in diesem Problemland drastisch auf das Niveau der anderen Euro-Länder. Dies bedeutete für den griechischen Staat Ersparnisse von mehreren Prozent des Sozialprodukts pro Jahr (bezogen auf Deutschland sind 1 Prozent vom Sozialprodukt rund 25 Milliarden Euro!). Diese riesigen Einsparungen wurden aber nicht dafür eingesetzt, alte Schulden zu tilgen, sondern sie wurden munter ausgegeben. In den letzten 10 Jahren stiegen die Reallöhne in Griechenland um über 30 Prozent, das Haushaltsdefizit betrug im letzten Jahr 14 Prozent des Bruttosozialprodukts, und ebenso hoch war











Notgeld

A. Paul Weber (1893–1980) gehört sicher zu den bekanntesten deutschen Zeichnern und Illustratoren des 20. Jahrhunderts. Das hat auch damit zu tun, daß er ein außerordentlich umfangreiches Werk hinterließ und er seine Tätigkeit von Anfang an nicht nur als Kunst, sondern auch als Broterwerb betrachtete, betrachten mußte. Die frühesten von Weber bekannten Bilder waren Werbezeichnungen und dann Illustrationen, die er während des Ersten Weltkriegs als Auftragsarbeiten ausführte. Nur ganz allmählich bildete sich in dieser Phase ein eigener Stil aus, mit dem er an die Realisten des 19. Jahrhunderts, aber auch an mittelalterliche Traditionen und die frühe Moderne anknüpfte.

In diesen Zusammenhang gehören neben Buchausstattungen, Exlibris und anderer Gebrauchsgraphik, die er in den Nachkriegsjahren schuf, die Motive, die er 1921 für Notgeldscheine seiner thüringischen Heimatstadt Arnstadt entwarf. Notgeld wurde damals von vielen öffentlichen wie privaten Einrichtungen ausgegeben, um den Mangel an gemünztem Kleingeld auszugleichen, denn der Staat hatte für die Kriegsproduktion nicht nur Gold- und Silber-, sondern auch Scheidemünzen eingezogen. Es handelte sich um eine Improvisation am Vorabend der großen Geldentwertung, die den Bestand an kleinen Werten (in der Regel bis 20 Reichsmark) dann in dramatischem Tempo überflüssig machte.

Arnstadt hatte wie viele andere Kommunen schon 1917 mit der Ausgabe von Notgeld begonnen. Das »künstlerische Notgeld«, das Weber konzipierte, war allerdings kaum für den täglichen Gebrauch gedacht, sondern sollte eine Attraktion für Sammler bieten. Dafür spricht schon der relativ hohe Aufwand, der für die Gestaltung der Scheine getrieben wurde. Den Auftrag erhielt Weber durch den damaligen Arnstädter Bürgermeister Bielfeld, der nicht nur ein guter Jurist, sondern auch ein Kunstliebhaber war.

Die Vorderseite von Webers Noten zu 10, 25 und 50 Pfennigen zeigten einheitlich den Reichsadler, die Rückseiten allerdings verschiedene Motive. Die sechs Scheine zu 50 Pfennigen nahmen Bezug auf Ereignisse der Stadtgeschichte,



die zu 25 Pfennigen präsentierten Bauwerke und drei Persönlichkeiten, die in Arnstadt gelebt hatten (Johann Sebastian Bach, Willibald Alexis, Eugenie Marlitt) und die Scheine zu 10 Pfennigen eine Reihe von Karikaturen, die schon deutlich etwas von Webers Aggressivität, dem »Biß«, seiner späteren Arbeiten erkennen lassen, die ihn berühmt machen sollten.


Notgeld der Stadt Arnstadt
10
Pfennig
Gültig bis 1 Monat nach Aufruf
Der Magistrat
1921
A. PAUL WEBER


10
10 Pfennig 10
APW


10
10 Pfennig 10
APW


10
10 Pfennig 10
APW


10
10 Pfennig 10
APW


10
10 Pfennig 10
APW


10
10 Pfennig 10
APW


Notgeld der Stadt Arnstadt
25
Pfennig
st


25
25


25
25
Schwarzburger Hof


Alexis


Marlitt


25
25
Rathaus


25
25
Bach


Notgeld der Stadt Arnstadt
50
Pfennig
1921
A
PAUL WEBER


50
1640
Plünderung Arnstadts
durch die Scharen Banérs
50


50
1635
1236 Menschen raffte die Pest
in Arnstadt dahin
50


50
1581
Der große Brand
50


50
1555
Weinerntefest am Tage
des heiligen Urban
50


50
1342
Erfolglose Belagerung
Arnstadts durch die Erfurter
50


50
954
Der Reichstag in Arnstadt
unter Otto dem Großen
50

das Leistungsbilanzdefizit. Die Renten betrugen mitunter 90 Prozent vom Lohn, und das Renteneintrittsalter liegt teilweise bei 55 Jahren.

Seitdem sich das herumgesprochen hat, will kein Marktteilnehmer diesem Land mehr Geld leihen. Griechenland ist pleite. Dies ist an und für sich kein Unglück, es hat in der Geschichte schon Dutzende Staatsbankrotte gegeben. Ein Unglück ist, daß man aus Prestigegründen diesen Bankrott nicht zuließ und die anderen europäischen Länder rechtswidrig als Bürgen einsprangen. Vor allem aber ließ man nicht zu, daß Griechenland zu seiner nationalen Währung zurückkehrt. Mit einer solchen Rückkehr wären die aktuellen und die langfristigen Probleme des Landes bezüglich seiner Außenwirtschaft gelöst. Denn bei einer Wiedereinführung der Drachme würde diese sogleich um etwa 40 Prozent abwerten. Für den einzelnen Griechen würde sich zunächst nichts ändern: Sein Lohn (gemessen in Drachme) bliebe unverändert und auch die Preise der in Griechenland erzeugten Güter und Dienstleistungen blieben, gerechnet in Drachme, gleich. Die Preise für Importgüter stiegen jedoch um 40 Prozent (sie würden deshalb weniger gekauft), und die Preise in Griechenland sänken, in Euro gerechnet, um 40 Prozent (griechische Waren würden deshalb wettbewerbsfähiger und der Urlaub in Griechenland würde günstiger). Die Alternative, den Euro zu behalten und Preise und Löhne um 40 Prozent zu senken, ist faktisch unmöglich.

Warum geht man nicht einfach diesen Weg der Abwertung der eigenen Währung, den doch in jüngster Zeit Island erfolgreich eingeschlagen hat? Ökonomische Argumente lassen sich hier nicht anführen, es geht um große Politik. »Der Euro bleibt erhalten, koste es was es wolle« – so äußerte sich nicht nur EU-Kommissionspräsident Barroso, sondern sinngemäß auch unsere Kanzlerin mehrfach. »Koste es was es wolle« – man kann heute schon sagen, daß diese Kosten sehr, sehr hoch sein werden, jedenfalls für Deutschland. Dies wird nicht nur der Fall sein wegen der riesigen Transferzahlungen für Griechenland und demnächst andere Staaten. Die könnte man ja noch als Tributzahlungen für Europa verbuchen, schließlich zahlen wir nach Angaben der Bundesbank schon jetzt jährlich 16 Milliarden Euro mehr nach Brüssel, als von dort zurückfließt. Schlimmer dürfte sein, daß die Ungleichgewichte bestehen bleiben und zu immer neuen Krisen führen werden. So berechnet die Wirtschaftswoche, daß die deutsche Industrie mit einem Wechselkurs von bis zu 1,80 Dollar je Euro leben könne, die griechische jedoch erst bei einem Wechselkurs von 50 Cent.

Wirtschaftswoche vom 21. Juni 2010 – Leitartikel des Chefredakteurs Roland Tichy.

Bei dieser Rechnung ist noch nicht einmal berücksichtigt, daß es dem griechischen Staat (oder auch dem italienischen und anderen) wohl kaum gelingen wird, seine Finanzen dauerhaft in Ordnung zu bringen. Verhängnisvoll dürfte auch eine weitere Folge des Festhaltens am Euro und der Verhinderung von Staatsbankrotten sein. Denn die wachsenden Schulden der europäischen Länder, die allmählich dann auch zu deutschen Schulden werden, führen zu einem Zinsanstieg auch für unsere Staatsanleihen. Ein Zinsanstieg von nur einem Prozent würde schon beim gegenwärtigen deutschen Schuldenstand zu jährlichen Mehrausgaben bei den Zinsen von 17 Milliarden Euro führen. Niemand kann ernsthaft glauben, so etwas sei seriös zu finanzieren.

Rettung ist nicht in Sicht, schließlich haben praktisch alle Politiker den Euro immer mit Vehemenz verteidigt. Für unseren Altkanzler Kohl war er sogar eine Frage von Krieg oder Frieden in Europa. Zuzugeben, daß man sich fundamental geirrt hat, übersteigt in der Regel die Kraft eines einzelnen und ganz sicherlich die Kraft des politischen Milieus.

Es war ein verhängnisvoller Fehler, unterschiedliche Volkswirtschaften, die auf unterschiedlichem Niveau existierten und ganz unterschiedliche Traditionen und Erfahrungen haben, in einer Währung zusammenzuzwingen. Diesen Fehler wieder rückgängig zu machen, ist zwar theoretisch relativ einfach, unter den gegebenen politischen Konstellationen aber nicht zu erwarten. Und so endet meine Darlegung defätistisch. Denn meiner Ansicht nach gibt es aus dem Dilemma nur zwei denkbare Auswege: Entweder alle Länder der Euro-Zone betreiben in Zukunft die gleiche Geld-Währungs- und Wirtschaftspolitik (dies ist praktisch ausgeschlossen und aus deutscher Sicht auch nicht wünschenswert, da es auf eine Anpassung an die Schulden- und Inflationspolitik der anderen hinausliefe) oder aber jeder kehrt zu seiner nationalen Währung zurück. Da vermutlich keiner dieser beiden Wege beschritten wird, wird die überbordende Verschuldung der anderen Länder Deutschland mit in den Strudel ziehen.



Vom Reversiblen in der Politik

von Karlheinz Weißmann

Daß die Dinge, so wie sie sind, richtig sind, und unabänderlich, ist eine konservative Denkfigur. Man kann sie unter Verweis auf den göttlichen Weltenplan oder die Tradition oder den Konsens begründen oder den »Sachzwang« ins Feld führen: Immer handelt es sich darum, bestehende Verhältnisse zu legitimieren, Forderungen nach Reform oder Umsturz abzuweisen und düster drohend auszumalen, was geschehen wird, falls irgend jemand doch Hand an das legt, was ist.

Erik Lehnert, Karlheinz Weißmann (Hrsg.): *Leitbegriffe. Staatspolitisches Handbuch Band 1*, Schnellroda 2009. Hier vor allem die Begriffe: Souveränität, Staat, Legitimität, Politik.

Insofern leben wir in konservativen Zeiten. Man muß sich diesen Sachverhalt vor Augen halten, um zu verstehen, wieso keines der aktuellen Großprobleme – Handlungsunfähigkeit der EU, Wirtschaftskrise der PIGS, Zerfall von innerer Sicherheit und Bildungssystem, Desintegration und Volkstod, Fluchtbedürfnis in Teilen der Politischen Klasse – zur Forderung nach einer Generalrevision führt. Die Mächtigen sind sich selbstverständlich einig, daß am besten alles unverändert bleibe. Die Ohnmächtigen haben resigniert oder können sich kein Gehör verschaffen. Gleichzeitig wird der Ton autoritärer, dem Abweichler droht man offen mit Disziplinierung, und es gibt keine Öffentlichkeit, die das zu korrigieren wüßte, nirgends ein »Sturmgeschütz der Demokratie«. Auch das kann man als konservativ deuten, ebenso wie die Neigung zum »Hinzu-Lügen«, auf das Nietzsche als Merkmal des Konservativen hingewiesen hat: den Wunsch, die Dinge aufzuputzen, sich und anderen etwas vorzumachen, optimistisch daherzureden und jedenfalls den Verantwortlichen immer Gründe zu unterstellen, wo es nur um schlechte Gewohnheit geht.

Daß die Dinge so sind, hängt wesentlich damit zusammen, daß unser Gesellschaftssystem im vergangenen Halbjahrhundert ein erstaunliches Maß an Stabilität gewonnen hat. Das stand nach der revolutionären Neuordnung Westeuropas zwischen 1944 und 1949 nicht unbedingt zu erwarten, denn was sprach schon dafür, daß parlamentarische Verfassungen sich im zweiten Anlauf stabiler zeigen würden als im ersten? Aber die amerikanische Kontrolle der Entwicklung und die Abschottung des östli-

chen Kontinents durch die Sowjetunion führten zur Entstehung einer einmaligen historischen Lage, in der die Verbannung des Krieges an die Peripherie und die gezielte Homogenisierung der Eliten, der Bedeutungszuwachs und die Einbindung der Medien, die Abkehr von verantwortlicher Geldpolitik und die Forcierung des Massenkonsums ganz neue Möglichkeiten sozialer Lenkung und Kontrolle eröffneten.

Wer diese Entwicklung nicht nur im Detail, sondern grundsätzlich kritisierte, sah sich seit dem Ende der sechziger Jahre an den Rand gedrängt. Was es an Vorbehalten gegenüber einer »Schönwetterdemokratie« oder der Leugnung des »Ernstfalls« bis dahin gegeben hatte, schwand angesichts der Plausibilität eines Fortschritts, der allen alles immer länger immer mehr zu garantieren schien. Und im Überbau wirkte eine Geschichtsphilosophie für schlichte Gemüter, die allgemeine Akzeptanz fand, auch weil sie mit der frohen Botschaft verschränkt war, daß das, was im westlichen Wohlstandsgürtel möglich sei, *qua* »Entwicklung« auf dem Rest des Globus umgesetzt werden könne.

Selbstverständlich war diese Vorstellung im Kern unpolitisch, setzte lange vor dem »Ende der Geschichte« bei der Vorstellung an, daß eine Welt ohne Antagonismen möglich sei, daß nur noch wirtschaftende Individuen auf der einen Seite, die Menschheit auf der anderen Seite eine Rolle spielen würden. Man kann dafür ein gewisses Verständnis aufbringen, bedenkt man den Überdruß und die Überlastung, die die totale Politisierung in der ersten Jahrhunderthälfte zur Folge gehabt hatten. Aber das Inrechnungstellen der »einen Welt«, der naive Gedanke, daß jeder offene Konflikt nur als Verzögerung, aber nicht als echte Infragestellung zu betrachten sei, hat zu einer fatalen Fehleinschätzung der Gesamtsituation geführt. Das Politische ist seither keineswegs verschwunden, sondern nur kaschiert, mit der Folge, daß die Sinne abstumpften und das Mißtrauen eingeschläfert wurde, das sonst der Behauptung galt, die entscheidenden Fragen seien geklärt und könnten nicht wieder aufgeworfen werden.



»Kein Hirt und eine Herde ...«, französisches Plakat aus dem Mai '68

Eine solche entscheidende Frage ist die nach der »Souveränität«, und es wurde sehr viel Mühe darauf verwendet, jedes Nachdenken über die Souveränität an sich und die deutsche Souveränität im besonderen zum Verschwinden zu bringen, ohne daß zu klären war, wo der Besitz der ausschlaggebenden politischen Macht geblieben sein könnte. Abgesehen von den Grünen in ihrer Kampfzeit hat niemals eine Partei von Gewicht das Problem aufgeworfen, haben die (West-)Deutschen mehrheitlich immer jene Gruppierungen gewählt, die ausdrücklich erklärten, daß Souveränität von Übel sei und am besten delegiert werden sollte. Mit triumphierendem Unterton erklärte man dem Bürger, wie viel Prozent aller Entscheidungen in »Brüssel« gefällt werden, warum ohne Zustimmung der UNO dieses oder jenes zu tun gar nicht mehr möglich sei. Auch das hatte und hat mit dem Wunsch nach Verantwortungslosigkeit zu tun und der Möglichkeit, sich darauf herauszureden, daß es eben kommt, wie es kommt.

Dietrich Murswiek: *Der Grundsatz der souveränen Staatlichkeit als unabänderliches Verfassungsprinzip*, in: Hans-Christof Kraus und Heinrich Amadeus Wolff (Hrsg.): *Souveränitätsprobleme der Neuzeit*, Berlin 2010, S. 95–148.

Die Vertreter dieses Standpunkts betrachten sich als Realisten, aber ihr Wirklichkeitssinn hat erkennbar gelitten und um die Realität des Politischen geht es ihnen nicht: Denn sie wird immer von Machtverhältnissen bestimmt. Der Staatsrechtler Dietrich Murswiek hat kürzlich auf diese wenig populäre Tatsache hingewiesen und darauf, daß man den »Grundsatz der souveränen Staatlichkeit« zu den »Verfassungsprinzipien« rechnen müsse. Murswiek geht es nicht um irgendeine idealisierte Vorstel-

lung von Selbstbestimmungsrecht und staatlicher Unabhängigkeit, sondern um Widerstand dagegen, daß konkrete Interessen der einen und Lässigkeit der anderen Seite dazu führen, die deutsche Staatlichkeit in einer Art naturgesetzlichem Prozeß auf die Europäische Union zu überführen. Der EU würde damit die Möglichkeit eingeräumt, alle Merkmale eines Staates durch Absorption der Souveränität ihrer Mitglieder an sich zu ziehen.



Falls das Volk aufsteht; Plakat aus dem Pariser Mai '68

Der letzte Punkt ist deshalb von Belang, weil zu den zentralen Behauptungen der Politischen Klasse in Berlin gehört, daß die großen Integrationsprozesse unumkehrbar ablaufen, nach einem Modell, das aus der Entstehung der Nationalstaaten abgeleitet wird, die die kleineren politischen Einheiten ihrerseits aufgesogen und mediatisiert haben. Nur ist ein solcher Analogieschluß trügerisch, da mit der Durchsetzung des Nationalstaats als normatives Gebilde des Völkerrechts eine Einheit entstand, die nicht durch andere – also supranationale – ersetzt werden kann, ohne daß das staatliche Gefüge selbst in Frage gestellt würde. Zu den Hauptmerkmalen von Staatlichkeit gehört Souveränität, und sie äußert sich zuerst in Handlungsfähigkeit: »Im Unterschied zu sonstigen menschlichen Verbänden«, heißt es bei Murswiek, »ist der Staat nicht auf die Wahrnehmung bestimmter Aufgaben beschränkt, sondern er kann sich seine Aufgaben selbst stellen.«

Das vorausgesetzt, gibt es so etwas wie »Alternativlosigkeit« im strengen Sinn nicht. Der Staat kann immer auch anders. Murswiek wehrt deshalb die Unschärfe der üblichen Argumentation ab, die Versuche, auf schleichendem Weg Institutionen auszuhöhlen und die legitime Ordnung zwar nicht offen in Frage zu stellen, aber gleitend in etwas anderes zu überführen, das keine Legitimität beanspruchen kann, diese aber so geschickt usurpiert, daß der eingeschläferte *demos* das nicht oder zu spät bemerkt. Das hat wenig mit der Behandlung eines rein akademischen Problems zu tun, sondern setzt die Linie einer Argumentation fort, die Murswiek schon bei seiner Kritik der »Bush-Doktrin« und des behaupteten Interventionsrechts der USA, dem Vorgehen gegen den Vertrag von Lissabon und dann den »Rettungsschirm« der EU-Staaten für die maroden griechischen Finanzen verfolgt hatte. Im Kern verteidigt er immer den Grundsatz der Handlungsfreiheit im Politischen, bekämpft die Behauptung, daß es keine Wahl und damit keine Verantwortung gebe, weil so nur konkrete Machtverhältnisse verschleiert oder Bequemlichkeit gerechtfertigt wird.

Heute ruft schon der Hinweis auf diese Zusammenhänge erwartbare Proteste hervor. Dabei vermeidet Murswiek, das Problem der tieferen Ursache zu berühren, warum überhaupt mit solchem Erfolg die Irreversibilität der bestehenden Verhältnisse behauptet wird. Diese sollte man in einer Formschwäche suchen, die die Kehrseite der erwähnten Stabilisierung ist und schon nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zu bemerken war: Der Abstieg Europas und der Aufstieg der Supermächte, der Verlust der Kolonien und die Ausbreitung des Kommunismus, schließlich der Niedergang der weißen Völker und die Globalisierung wurden als Zwangsläufigkeiten wahrgenommen. Man registrierte sie vielleicht mit Unbehagen, auch gab es vereinzelten Widerstand gegen sie – jedoch setzten sie sich so massiv durch, daß man gut daran tat, sich rechtzeitig zu fügen, ohne allzuviel Energie auf den Versuch gestaltenden Eingreifens zu verschwenden.

Man ist damit in Deutschland gut gefahren, wenn man die Entwicklung an der Steigerung des individuellen Wohlstands und des Grads geglückter Verschweizerung mißt. Aber heute kehren lange verdrängte Probleme wieder, wird der Verschleiß spürbar und das notorische »Weiter so!« reicht offenbar nicht mehr aus. Ein Leitartikler der *FAZ* meinte unlängst, daß das Umfragetief der Regierung, das fehlende Gespür und Geschick der Kanzlerin, die Tatsache, daß ein Sarrazin mit seinen unangenehmen Wahrheiten so viel Zustimmung finde, der verbreitete Unmut über den Afghanistan-Einsatz und das »Schielen nach dem Isolationismus« Indizien für ein Unbehagen in der Bevölkerung seien, die auf einen Wandel der Mentalität hindeuteten. Mentalität bezeichnet ein schwer greifbares Etwas, nach der Definition Theodor Geigers ist sie »geistig-seelische Haltung, Ideologie aber geistiger Gehalt … Mentalität ist ›früher‹, ist erster Ordnung – Ideologie ist ›später‹ oder zweiter Ordnung … Mentalität ist Lebensrichtung – Ideologie ist Überzeugungsinhalt … Mentalität ist, im Bilde gesprochen, eine Atmosphäre – Ideologie ist Stratosphäre. Mentalität ist eine Haut – Ideologie ist ein Gewand«. Man könnte auch mit Jacques Le Goff auf die »Langsamkeit« als Hauptmerkmal des Mentalitätswandels hinweisen und damit wieder auf einen konservativen Faktor kommen, denn Mentalitäten halten sich zäh und werden nur zögernd, wenn überhaupt, aufgegeben. Sie sind ein besonders schwer faßbarer Teil des kollektiven Seelenlebens, jenes Substrat, aus dem sich erst ergibt, was die meisten als Überzeugung vortragen, obwohl es sich nicht um das Ergebnis eigenen Nachdenkens handelt, sondern um eine Menge von Konventionen, halbverstandenen Ideen, Gemeinplätzen und – um noch einmal Le Goff zu bemühen – »intellektuellem Trödel«.

Nikolas Busse: *Die Krise durchstehen*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 19. Juni 2010.

Theodor Geiger: *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes*, Stuttgart 1932.

Warum es trotz dieser Beharrungskraft zu einem Mentalitätswandel kommt, die Wahrheiten von gestern, die alle geteilt haben, mehr oder weniger abrupt zu Irrtümern werden, und die Wahrheiten von heute an ihre Stelle treten, gehört zu den Mysterien der Geschichte. Oft müssen die Träger der alten Auffassungen physisch verschwinden, um Platz für etwas Neues zu machen, eine neue »Haltung«. Manchmal wirken sich auch schockartige Erlebnisse aus oder die Dissonanzen lassen sich nicht mehr auf die übliche Weise reduzieren. Ob ein Mentalitätswandel bevorsteht, ist insofern wichtiger als die Entstehung einer einflußreichen »rechtspopulistischen Bewegung«, die der Leitartikler der *Frankfurter Allgemeinen* für denkbar oder wahrscheinlich hält. Denn wenn, dann geht es um eine Veränderung in der prinzipiellen Einstellung zum politischen Geschehen, das heißt um eine Abkehr von jener Mentalität, die überall Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit ohne Eingriffsmöglichkeiten sieht.

Natürlich ist auch das Gegenteil, das »reine Wollen«, unpolitisch, wünschenswerter ein tapferer Pessimismus, der bereit ist, konkrete Optionen zu nutzen, notfalls auch Maßnahmen zu ergreifen, die riskant sind, um eine prinzipielle Veränderung zu erreichen. Arnold Gehlen hat das Gemeinte an einem Beispiel illustriert. Er schilderte die Sioux, die ursprünglich als friedliche Bauern in großen Dörfern siedelten. Nach dem Eindringen der Weißen gerieten sie allerdings zunehmend unter den Druck ihrer indianischen Nachbarn, der Cree und Illinois, die sie immer wieder aus ihren Siedlungsgebieten verdrängten. Irgendwann standen die Sioux vor der Wahl, unterzugehen oder ihre traditionelle Lebensweise aufzugeben. Sie entschieden sich für die zweite Möglichkeit und wurden zu jenem kriegerischen Präriestamm, den wir vor Augen haben, wenn wir von den Sioux sprechen. Am Ende des 18. Jahrhunderts hatten sie den Gebrauch von Pferd und Gewehr perfekt erlernt. Gehlen wies darauf hin, daß zu diesem Entschluß außerordentlicher Mut gehörte, weil die Gefahren schwer kalkulierbar waren. Die Selbstsicherheit muß groß gewesen sein, der Glaube, daß der Identitätskern unberührt bleibe, trotz der radikalen Veränderung.

Karlheinz Weißmann: *Arnold Gehlen, Perspektiven, Bd 2*, Schnellroda, zuletzt 2008.

Der Vortrag, den Gehlen während seiner Wiener Zeit, zu Beginn der vierziger Jahre, gehalten hat, ist übrigens nur seinem ungefähren Inhalt nach erhalten, im Fragment eines Gestapo-Berichts. Der stammt aus einer anderen Zeit, in der man glaubte, die bestehende Ordnung sei für die Ewigkeit errichtet, aus der Feder von solchen, die meinten, es bleibe alles, wie es ist, und die jeden mit Mißtrauen beobachteten, der darauf hinwies, daß die Geschichte noch jedesmal gezeigt hat, daß aus dem Bestehen der Verhältnisse nicht auf deren dauerndes Bestehen geschlossen werden kann.

Raumgewinn! Über die nächste deutsche Revolution

Ein Gespräch mit Bernd-Thomas Ramb

Sezession: Herr Professor Ramb, sind Koch und Köhler gegangen, weil unsere Währung vor dem Zusammenbruch steht?

Ramb: Das wäre wahrlich glaubwürdiger und einsichtiger als die von ihnen vorgetragenen Begründungen. Allerdings ist die Mittäterschaft der beiden am Euro-Desaster so groß, daß sie wohlweislich auf dieses Argument verzichten. Insbesondere Ex-Bundespräsident Köhler hat als Sherpa Helmut Kohls vehement dazu beigetragen, den Euro gegen den Willen der Deutschen durchzupeitschen. Tätige Reue stünde ihm jetzt gut an. Das bedingt aber ein offenes Schuldbekenntnis und nicht das unglaubwürdige Lamento über die angeblich ehrverletzenden Kommentare zu seinen tatsächlich verfassungsverletzenden Kriegstheorien.

Sezession: Gut, einmal angenommen, die beiden sind jetzt wirklich fahnenflüchtig, weil sie ein Desaster ahnen: Gehen Sie selbst im Ernst davon aus, daß der Euro zusammenbrechen könnte, wir also vor einer Währungsreform stehen?

Ramb: Die offenkundigen Fakten begründen, um es exakt zu formulieren, einen bevorstehenden Zusammenbruch unserer Währung. Ob das dann (noch) der Euro ist oder nicht, kann ich nicht vorhersagen; das ist aber auch nachrangig. Die Währung bricht in Deutschland auch nicht wegen des Euros zusammen, obwohl dessen Niedergang die Sache beschleunigen könnte. Unsere Währung bricht wegen der unerträglichen Staatsverschuldung zusammen, die natürlich wegen der unkontrollierbar hohen Unterstützungszahlungen an Griechenland und andere EU-Länder nochmals in die Höhe schnellt. Diese Staatsverschuldung wird selbst im wirtschaftsstarken Deutschland künftig nicht mehr finanzierbar. Eine Lösung bietet dann nur noch ein dezidierter Staatsbankrott mit Währungsreform.

Sezession: Ist denn kein anderes Szenario als Ausweg aus der Finanzkrise denkbar?

Ramb: Theoretisch schon. Rechtstheoretisch wäre eine Einstufung der Staatsschulden als »unsittlich« denkbar, weil die Verschuldung zu Lasten Dritter – der kommenden Generationen – vereinbart wurde. Dann wären diese Kreditverträge nichtig und alle Gläubiger würden ihr Geld verlieren. Haushaltstheoretisch könnten die Schulden mit enormen Einsparungsanstrengungen in den nächsten 100 bis 200 Jahren abgetragen werden. Inflationstheoretisch müßten 10 Prozent jährliche Geldentwertung über 30 Jahre ertragen werden. Da erscheint es mir wahrscheinlicher, wenn die jungen Deutschen – vielleicht sogar zusammen mit ihren Eltern – auf die Straße gehen und laut verkünden: »Wir weigern uns, die Schulden unserer Vorfahren und der kinderlosen Vorgenerationen zu übernehmen«.

Sezession: Ein Teil der heute 45- bis 65jährigen, das ist doch die »satte Generation«, oder? Das sind diejenigen, die ins gemachte Nest sich setzen konnten, ein unglaubliches Geld verdient haben und uns Jüngeren mindestens an vier Fronten eine Erblast auferlegen: Staatsschulden, demographische Katastrophe, Überfremdung, Schuldkult. Bleiben wir bitte bei den Schulden: Man kann seine Weigerung verkünden, diese Schulden zu übernehmen, das haben Sie ja eben gesagt. Aber wie sähe so eine Weigerung konkret aus?

Ramb: Schuldig – im wahrsten Sinne des Wortes – haben sich vor allem die Politiker gemacht, die diesen Schuldenberg aufgetürmt haben. Bestenfalls waren sie charakterlos und haben sich von den »Gutmenschen«, die im Namen der »sozialen Gerechtigkeit« ungedeckte Staatsausgaben zur Befriedigung von überzogenen Transferzahlungen an geringere Leistungserbringer forderten, in diese Schuld verstricken lassen. Kommende Generationen können das nicht mehr aufrechterhalten. Die Zinslast ertragen, noch mehr Alte ernähren und dann noch die eigenen Nachkommen versorgen, stößt bei dem normalen Einkommensbezieher an existentielle Grenzen. Ich propagiere nicht, daß die Bürger ihren Widerstand gewaltsam auf die Straße tragen sollen, ich bin kein Agitator, aber als Wis-

senschaftler prognostiziere ich dies. In fünf bis zehn Jahren haben wir in Deutschland griechische Verhältnisse. An revolutionären Veränderungen führt kein Weg vorbei.

Sezession: Sie prognostizieren also eine »Macht des Faktischen«. Damit aber aus »griechischen Verhältnissen« wieder deutsche werden, bedarf es eines Begriffs von einer spezifisch deutschen Art zu wirtschaften oder einen Staat zu bauen. Wo wäre das revolutionäre Subjekt, das dieses Verständnis hat und daraus einen Anspruch formuliert?

Ramb: Der revolutionäre Widerstand, sofern er nicht mit Gewalt im Keim erstickt wird, benötigt natürlich eine revolutionäre Alternative. Nach den vergangenen Jahrzehnten einer sozialistischen Fehlentwicklung mit dem entsprechenden Niedergang der gesellschaftlichen Moral kann die Alternative nur in einer Rückbesinnung auf die Werte der Freiheit und des Christentums in ihrer konservativen Ausprägung liegen. Alle drei Attribute – freiheitlich, christlich, konservativ – hatten in früheren deutschen Gesellschaften durchaus Relevanz. Falsch verstandene Demokratie und die Verlockungen sozialistischer Umverteilung haben jedoch immer wieder zur Dekadenz geführt – bis die wirtschaftliche Grundlage zusammenbrach. Die nächste (oder erste echte) deutsche Revolution wird also eine freiheitlich-christlich-konservative sein oder überhaupt keine.

Sezession: Sehen Sie irgendwo in dem von Ihnen umrissenen Milieu so etwas wie revolutionären Furor? Die freiheitsliebenden, konservativen Christen sind doch eher dafür bekannt, daß sie bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag selbst die marodeste Ordnung stabilisieren, weil sie jede umwälzende Unordnung noch mehr quält und ängstigt …

Ramb: Die Zeit ist noch lange nicht reif. Das Denken in diesen Kategorien wurde in der mehr als ein halbes Jahrhundert andauernden Phase der sozialistischen Infiltration systematisch verödet. Das revolutionäre Aufbegehren gegen diese Knechtschaft befindet sich in *statu nascendi*. Konservative Ideale stehen noch im Abwehrkampf und revolutionäre Christen bieten sicher ein eher ungewohntes Bild. Der erwartete Dreiklang der Reformation unserer Gesellschaft wird in einer zeitlichen Abfolge plausibler: Zunächst entwickelt sich der Freiheitsdrang und der Wille, die Fesseln der Schuldenvergangenheit abzuschütteln. Die konsequente Forderung »Nie wieder Schulden« führt zum Ideal einer konservativen Lebensführung und die dabei erwünschte Erfüllung moralischer Ansprüche zu einer Renaissance christlicher Werte. Letzteres bedingt nebenbei nicht unbedingt die religiöse Einbindung im engeren Sinne. Erwartet wird die Restitution des christlich-abendländischen Wertekanons, dessen Einhaltung wiederum nach christlicher Vorstellung auf der völlig freien Entscheidung des individuellen Menschen beruht. Womit sich der Kreis zur Freiheit schließt.

Sezession: Drei Einwände: Die Gruppe oder das Milieu, von dem Sie ein Aufbegehren erwarten, ist *per se* nicht für Revolutionen, sondern für Reformationen geeignet: zuviel Respekt vor den Eltern, dem Hergebrachten, zu wenig Unbürgerlichkeit und asoziale Power. Zum zweiten: Auch den konservativen Christen fehlen die Söhne, die – laut Gunnar Heinsohn – für die Dynamik und Durchschlagskraft jeder Umwälzung stehen. Und drittens: Ich sehe die Fahne nicht, deren Idee einen mitrisse – aufbrechend aus einer christlich-konservativen heilen Welt.

Ramb: Zu Ihren drei Einwänden ließe sich manches erwidern: Die Montagsdemonstrationen in der DDR waren beispielsweise auch nicht in dieser Intensität zu erwarten; konservative Christen haben durchaus Kinder, nur existieren zur Zeit sehr wenige; kaum Kinder haben dagegen die mehrheitlichen sozialistischen »Christen«; die fehlenden (Kirchen-)Christen sind auch nicht das Problem, sondern die fehlenden christlichen Ideale; und nebenbei: Wenn die »Fahne« fehlt, werden neue Fahnen genäht – die Farben sind ja vorgegeben: freiheitlich – christlich – konservativ. Grundsätzliche Skepsis gegenüber den Erfolgsaussichten einer FCK-Revolution mag angebracht sein, diese bietet aber die einzige Alternative zur drohenden Schuldenknechtschaft mit Massenverarmung. Ich bin zuversichtlich, die kommende Generation wird sich gegen diese Bedrohung zur Wehr setzen.

Sezession: Sehen Sie am Horizont eine neue Partei dräuen – vielleicht eine FCKD? Im Ernst: Da scheint doch eine Menge Platz zu sein …

Ramb: Meine Erfahrungen mit dem »Bund Freier Bürger« in den neunziger Jahren wie auch mit der regional begrenzten Initiative »Bremen muß leben« vor drei Jahren haben mir klargemacht, daß neue Parteien in Deutschland keine Chance haben, wenn die Medien nicht mitspielen. Da trifft nach wie vor Manfred Brunners Einschätzung zu: In Deutschland spielen 10 Spitzenpolitiker mit 10 Medienmoguln Monopoly. Zudem ist die Standardreaktion der Deutschen auf parteipolitische Mißstände nicht der Wunsch nach einer neuen Partei, sondern Wahlverweigerung. Vielleicht ändert sich das einmal und wir erreichen einen politischen Boden (im doppelten Sinne), auf dem – wie in vielen Nachbarländern bereits geschehen – neue Parteien nicht nur gewählt werden, sondern auch relevante Mehrheiten erhalten. Bevor cfk (ich würde die Buchstaben in diese Reihenfolge stellen und klein schreiben, da sie attributiv verwendet werden sollten) Parteienstatus erhält, müssen diese Attribute erst einmal im Bewußtsein der Bevölkerung Wurzeln fassen. Vor der Parteienrevolution kommt die politisch-kulturelle Revolution. Dazu muß zunächst Platz in den Köpfen geschaffen werden. Vielleicht korreliert dieser Raumgewinn mit der zunehmenden Leere in den Geldbeuteln.

Die Fragen stellte Götz Kubitschek

Der Schweiz beitreten – die Schweiz zerschlagen

von Felix Menzel

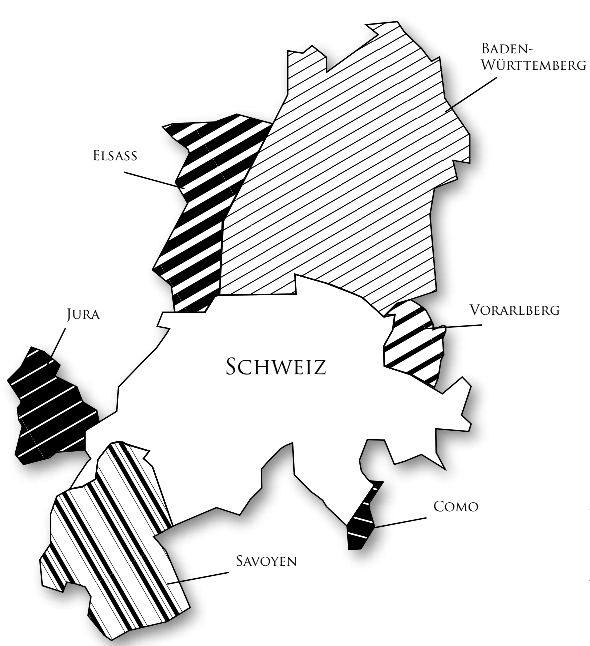
Die Schweiz zählt zu den beliebtesten Staaten der Welt – außer in Libyen. Es bringt Bonuspunkte in Gesprächen mit Zeitungen oder auf wissenschaftlichen Tagungen, einfach mal die Eidgenossen zu nennen, wenn man auf vorbildliche Systeme angesprochen wird. Der Populär-Philosoph Richard David Precht (*Wer bin ich? Und wenn ja, wie viele?* sowie *Liebe – Ein unordentliches Gefühl*) kennt diese Strategie natürlich. Als im September letzten Jahres der Wahlkampf in Deutschland wirklich nicht mehr zu ertragen war, machte er den Vorschlag: Laßt es uns doch einfach so machen wie in der Schweiz! In mehreren Interviews prangerte Precht die Mehrheitsdemokratie an und wünschte sich mehr plebiszitäre Elemente, da damit langfristige Probleme einfacher gelöst werden könnten.

Prechts Vorschlag war allerdings nichts weiter als intellektuelles Kokettieren. Den Finger so richtig in die offene Wunde zu legen ist seine Sache nicht. Anders tritt hingegen der Schweizer Nationalrat Dominique Baettig (SVP) auf. Er hat unlängst eine Initiative zu einer Verfassungsänderung gestartet. Festgeschrieben werden soll, daß sich angrenzende Regionen der Schweiz anschließen können. Baden-Württemberg, das Elsaß, Vorarlberg, Norditalien, Savoyen und das französische Jura dürfen sich davon angesprochen fühlen. »Es handelt sich dabei um eine Gegenoffensive zu den Befürwortern des EU-Beitritts der Schweiz, die glauben, dies sei die einzig mögliche Option. Jedoch ist das Modell der Schweiz, direkte Demokratie der Nähe, eine glaubwürdige Alternative zur zentralistischen Regierung und Bürokratie der EU«, erklärte der Politiker der nationalkonservativen Schweizer Volkspartei auf Nachfrage. Die Europäische Union sei »viel zu groß und ohne gemeinsame Kultur«. Gerade in der Schuldenkrise zeige sich, daß sie nichts weiter als ein Wirtschafts- und Umverteilungsapparat sei. Alle Eingriffe von Brüssel waren bisher interventionistische Verordnungen, die von den dummen Staaten früher und den klugen später umgesetzt würden. Es stelle sich unweigerlich die Frage, wie lange sich das die Bürger, insbesondere der wohlhabenden Staaten, noch gefallen ließen. Baettig meint, die EU »sei dazu verdammt, sich zu dekonstruieren, gerade wie ein bürokratisches Monster und ein Reich, das den direkten Draht zu den Bürgern verloren hat.«

2009 hatte der libyische Diktator Muammar Abu Minyar al-Gaddafi in Reaktion auf die kurzzeitige Verhaftung eines seiner Söhne in der Schweiz gefordert, den Alpenstaat zu zerschlagen und an Deutschland, Frankreich und Italien aufzuteilen. Wer jetzt meint, der Vorschlag von Baettig und seinen Parteigenossen sei genauso großer Unsinn wie der libysche Vorstoß, täuscht sich. Gebietsverschiebungen in Europa sind zwar äußerst unwahrscheinlich, aber wer weiß, was plötzlich alles möglich ist, wenn sich die Krise weiter zuspitzt und Systeme ins Wanken geraten? Die Fakten sprechen auf jeden Fall für die Schweiz: »Eine Vielzahl von Grenzbewohnern kommt jeden Tag zum Arbeiten und profitiert von den Sozialleistungen, der Lebensqualität, der Sicherheit und der Dynamik der Wirtschaft. Ein Kanton der Schweiz zu werden, gäbe mehr Entscheidungsmacht und demokratische Unabhängigkeit als ein Land oder eine Region zu bleiben, die von der Hauptstadt oder Brüssel vergessen wird«, betont Baettig die Vorzüge seines Landes.

Auf den Vorschlag des SVP-Politikers angesprochen, äußert der Berliner Verwaltungsrechtler Professor Ulrich Battis von der Humboldt-Universität jedoch Bedenken bezüglich der Machbarkeit einer solchen Sezession. Wenn sich etwa Baden-Württemberg der Schweiz anschließen wöllte, müßte dies der Bund erlauben. Dies sei schwer vorstellbar. »Sowohl das jeweilige nationale Recht als auch das Völkerrecht sind sezessionsfeindlich. Wie aber die Entwicklung im ehemaligen Jugoslawien in der jüngeren Vergangenheit zeigt, sind Loslösungen einzelner Teilgebiete national durchführbar und die daraus hervorgegangenen Staaten völkerrechtlich anerkannt«, so Battis.

Die Liste möglicher abtrünniger Regionen in Europa ist lang und die Sympathie für separati-



Die Schweiz 2026 – Im Norden die neuen Kantone Elsaß (Beitritt 2017) und Baden-Württemberg (Beitritt 2015), im Osten der Kanton Vorarlberg (Beitritt 2021), im Westen Hochsavoyen (Beitritt 2017) und im Süden Como (Beitritt 2011). Ostvorpommern hat mittlerweile einen Antrag gestellt.

stische Bewegungen nicht zu unterschätzen. Das Echo auf den Vorschlag der SVP bezeichnet sowohl Baettig als auch die *FAZ* als »weitgehend positiv«. Im norditalienischen Como befürworten laut einer Zeitungsumfrage 74 Prozent das Vorhaben. Aus Vorarlberg tönt es ebenso zustimmend herüber und selbst einige Baden-Württemberger können sich mit einer neuen Staatszugehörigkeit anfreunden. Im *Südkurier* wird ein Leser zitiert, der meint: »Die Schweizer sind uns von der Mentalität her näher.« Und auch finanzpolitisch sei es lukrativ, sich dem Nachbarn anzuschließen: »Nichts wie weg von den Pleitegeiern aus Berlin.«

Auch in anderen Staaten rumort es und wenn die Identifikation mit der »großen« Politik schwindet, haben Charismatiker aus der Provinz immer bessere Karten. Battis erklärt: »In Belgien hat die flämische Partei offen die Ausrufung eines unabhängigen Flandern angedroht und auch in Katalonien ist ein diesbezügliches symbolisches Volksbegehren jüngst erfolgreich gewesen. Ein weiteres Beispiel für das Vorhandensein separatistischer Bewegungen in Europa ist das Baskenland.«

Baettig hat sicher recht, wenn er betont, daß es besser sei, »Chef bei sich selbst zu Hause zu sein, von einer kleinen Einheit mit menschlichem Maßstab, als in einem überdimensionalen und fragilen Reich ein Dasein als verlorenes Individuum zu fristen.« Der Haupteinwand gegen diese Argumentation ist jedoch vorprogrammiert: Europa werde auf diese Weise ins 19. Jahrhundert der Kleinstaaterei zurückkatapultiert. In einer globalisierten Welt gelte es aber, Politik in einem größtmöglichen Verbund zu betreiben, weil die gegenwärtigen Probleme transnationaler Natur seien.

Zwei neue Wörter zur Entkräftung dieses Gegenarguments verdienen in diesem Zusammenhang Beachtung: »Glokalisierung« und »Synergion«. Glokalisierung (aus »global« und »lokal« zusammengesetzt) verdeutlicht die Tendenz, daß trotz der unumgänglich erscheinenden wirtschaftlichen Globalisierung lokale Netzwerke an Bedeutung gewinnen. Sie vermitteln Vertrauen, Bodenständigkeit und gegenseitige Hilfe. Gerade in globalen Zeiten setzen Unternehmen auch auf gut funktionierende kurze Wege, und nur Wirtschaftsregionen mit lukrativen »weichen« Standortfaktoren werden langfristig erfolgreich sein. Nur Regionen, die ein umfassendes Kulturleben anzubieten haben und über lokal verankerte Unternehmen verfügen, die bis in alle Welt ausstrahlen, können einen »Boom« auslösen.

Im gleichen Atemzug ist das Konzept der Synergion zu nennen (zusammengesetzt aus »Synergie« und »Region«). Während mit einem »Europa der Regionen« häufig voneinander autarke Standorte und viele kleine, nicht miteinander verbundene Nischen assoziiert werden, soll die Synergion diese Einengung überwinden. Damit sind Regionen gemeint, die untereinander einen vielfältigen Austausch organisieren, sich aber trotzdem ihre Eigenständigkeit bewahren. Praktisch würde dies eine weitestgehende Dezentralisierung Europas mit vielen kleinen Knotenpunkten bedeuten. Welche konkrete Organisationsform die einzelnen Regionen wählen, bleibt ihnen selbst überlassen. Möglich erscheint vieles: Warum sollten sich nicht in einigen Gegenden einflußreiche Unternehmer durchsetzen und ihr Land wie eine AG führen? An anderen Orten setzen sich dafür vielleicht direkte Demokratien durch und in Sachsen kommt es hoffentlich zu einer Neuauflage des alten Königreiches.

Es ist bedauerlich, daß Europa nach dem Wegfall des »Eisernen Vorhangs« 1989/90 wieder einen zentralistischen Weg eingeschlagen hat. Doch die Geschichte ist glücklicherweise nie zu Ende und deshalb besteht in den nächsten Jahren ebenso die Möglichkeit, daß sich in mehreren Regionen eine »Parallel-Polis« bildet. Der ehemalige tschechische Präsident Václav Havel hat diese 1978 in dem Essay *Versuch, in der Wahrheit zu leben* vorgedacht: »Der ureigenste Raum, der Ausgangspunkt für alle Bestrebungen der Gesellschaft, sich dem Druck des Systems zu widersetzen, ist das Gebiet des ›Vorpolitischen‹, da die ›Parallelstrukturen‹ ja nichts anderes als ein Raum des anderen Lebens sind, eines Lebens, das im Einklang mit seinen eigenen Intentionen ist und das sich selbst im Einklang mit diesen Intentionen strukturiert.«

Vielleicht wird es auch für die Preußen unter uns Zeit, über staatsferne, aber tragfähige Strukturen nachzudenken, selbst wenn sie ein »Europa der Synergionen« nur als vorübergehendes Exil begreifen.

Wer meint was mit Schwarz-Rot-Gold?

von Martin Lichtmesz

Deutschland im Sommer 2010, während der Fußballweltmeisterschaft. Jedes Autodach, jeder Joghurt und jedes »von Jogi Löw empfohlene« Herrenshampoo ist schwarzrotgold beflaggt. »Patriotismus« ist endlich wieder *en vogue*, und viele erhoffen sich eine Wiederholung des »Sommermärchens« von 2006. Sind wir nun wieder normal, lieben wir uns und unser Land, gehen wir herrlichen Zeiten entgegen? Wer in dieser Lage Einspruch erhebt, erntet schnell den Vorwurf des Spielverderbertums. Die eher »populistisch« Orientierten unter den Konservativen redeten dieser Tage wieder viel vom »Volk«, zeigten sich begeistert von der Hochstimmung und dem Flaggenmeer, setzten ihre Hoffnung in eine erneute patriotische Impfung, die das Land endlich zum Umdenken und vor allem -fühlen brächte. Skepsis gegenüber dieser Begeisterung wurde dann etwa als »intellektuelles Naserümpfen« abgetan, wie es Dieter Stein in der *Jungen Freiheit* 27/10 formulierte.

Die Einwände, die sich finden lassen, haben allerdings weder etwas mit Snobismus noch mit Intellektualismus zu tun. Gerade für uns Konservative sollte es die vordringlichste Aufgabe sein, auch dann, wenn scheinbar alles endlich so läuft, wie wir es immer ersehnt haben, einen kühlen Kopf zu bewahren.

Dabei frappiert vor allem die bizarre Diskrepanz zwischen dem äußerlichen Fahnen-Overkill und der faktischen inneren Desertion der Deutschen, die ganz oben an der Spitze des Staates beginnt, wie die jammervolle Fahnenflucht Horst Köhlers Ende Mai 2010 gezeigt hat. Die massenhafte öffentliche Präsenz der Nationalfarben ist trügerisch. Sie kommt zu einem Zeitpunkt, in dem sich das deutsche Volk in seiner rapiden ethnischen und kulturellen Auflösung befindet und das Land von seinen herrschenden Eliten politisch wie wirtschaftlich mit einer kaum mehr verhohlenen Wurschtigkeit preisgegeben wird. Dem haben dieselben Deutschen, die sich nun überall die Fähnchen ans Auto hängen, nicht einmal einen Patriotismus des Zorns oder der Unzufriedenheit entgegenzusetzen. Ehren, wehren und vermehren sie sich denn seit dem Wendepunkt von 2006 wirklich mehr als zuvor? Die fahnentragende, akklamierende Masse im öffentlichen Raum – dieses Urbild der Demokratie als »Volksherrschaft« ist zum bloßen Simulacrum verkommen.

In dieser Lage wirkt die WM weniger als patriotisches Speed denn als Morphium für ein identitätsschwaches Land, in dem es kaum noch ein Gefühl für Zusammenhalt und Verantwortlichkeit gegenüber der Vergangenheit und der Zukunft gibt. Es mag sein, daß die Erlebnisse der WM vor allem in den Jüngeren einen positiven Samen streuen, der sich einmal bezahlt machen wird. Wie tragfest und verbindlich sich dergleichen auswirkt, wird sich indessen erst zeigen, wenn die Party vorbei ist, und etwa der Ernstfall eintritt, in dem Patriotismus auch Opfer verlangt.

Der Schwarz-Rot-Gold-Rausch macht die Massen flüssig und beweglich. Die Medien arbeiteten in diesen Wochen massiv daran, sie in diesem Aggregatzustand in eine bestimmte ideologische Richtung zu schleusen. Dies hat auch mit der Krise des Patriotismus zu tun, die der fortschreitende Substanzzerfall der Nationalstaaten mit sich bringt. Wenn Fußball so etwas wie das letzte Refugium des Agonalen, der simulakrische Ersatz für das unausrottbare Kriegsbedürfnis des Menschen ist, und die Nationalmannschaften symbolischen Armeen vergleichbar, dann ähnelt Europa heute der Spätzeit des antiken Römischen Reiches, als die imperialen Heere fast nur mehr aus Söldnern aller Herren Länder, nur nicht aus Römern, bestanden. Betrachtet man sie als repräsentativ für ihre Nationen, so konnte man anläßlich der WM (die sinnigerweise in Südafrika stattfand) sehen, wie drastisch sich das Gesicht Europas in den letzten Jahrzehnten verändert hat. In der *Équipe Tricolore* sind die autochthonen Franzosen inzwischen in der Minderzahl; neben einigen Maghrebinern sind 13 von 23 Spielern schwarzafrikanischer Herkunft. Einen ähnlich hohen Anteil an »Migrationshinter-



Jeder Altdeutsche kann schon mit kleinen Aufmerksamkeiten den Neudeutschen dort abholen, wo er steht.

gründigen« hatte die britische Mannschaft. Die französische Mannschaft schied ziemlich schnell ruhmlos aus und brachte sogar eine Debatte über das Scheitern des Multikulturalismus in Gange, in der Daniel Cohn-Bendit mal wieder über den von ihm mitangerichteten Salat klagen durfte: »Die Mannschaft spiegelt die Zerrissenheit, den Haß und den Neid dieser Gesellschaft. Im französischen WM-Team waren Spieler, die nicht miteinander wollten. So ist es auch in der Gesellschaft.« (*taz*, 23. Juni 2010)

Die erfolgreichere deutsche Mannschaft hingegen wurde als Wunder der »Integration« gefeiert. Symptomatisch die Titelstory des *Stern* vom 1. Juli: »Ein Modell für Deutschland? Mit herzerfrischendem Spiel erfreut ein junges deutsches Team die ganze Nation. Daß in seinen Reihen die Kinder türkischer, tunesischer oder polnischer (und: ghanesischer, brasilianischer, bosnischer, nigerianischer, spanischer – M. L.) Eltern den Takt vorgeben, zeigt, wie schön im Sport Integration funktionieren kann … Gleich elf der 23 Spieler haben ihre Wurzeln außerhalb Deutschlands – der Geist des Teams könnte die Nation verwandeln.« In dasselbe Horn stieß ein Sportsoziologe im *Spiegel Online* vom 7. Juli: »Die Nationalmannschaft spiegelt mittlerweile die Realität einer Einwanderergesellschaft … Entscheidend wird sein, ob wir diesen auf dem Rasen gelebten kosmopolitischen Traum in den Alltag übersetzen können.« Die Botschaft ist klar, die Generalklausel alternativlos: »Patriotismus« wird nur geduldet, insofern er sich auf ein multikulturelles Deutschland bezieht.

Als negatives Gegenbild geisterten hämische, internetdemoskopisch erfaßte Berichte durch die Medien, wie »Rechtsextreme« und »Nazis« wegen der »Cacaus, Boatengs und Özils« nun »ernsthafte Identitätsprobleme« bekämen (*taz* vom 24. Juni 2010). Hier dienten die »Nazis« wieder einmal als praktikabler Popanz, um abschreckende Signale auszusenden: Wer nämlich diesen »Traum« von der Umwandlung Deutschlands in einen Vielvölkerstaat nicht träumt und wer angesichts dieser gemischten Mannschaft gemischte Gefühle hegt, der muß wohl selber so ein häßlicher und verkrampfter »Nazi« mit einer »unbeliebten Botschaft vom völkischen Deutschland« (*Endstation Rechts*) sein. »Nazi«, das ist das Letzte, was irgendein normaler Mensch, und »unbeliebt« das Letzte, was irgendein Deutscher sein will.

Vor diesem Hintergrund muß man auch die Neuköllner Flaggen-Farce sehen, in der ein Araber die größte Deutschlandfahne Berlins (100 m²) an seinem Laden anbrachte und daraufhin prompt Ärger mit der Antifa bekam, die die Fahne wieder abriß – was den Araber und seinen Bruder nicht entmutigen konnte: »Die deutsche Fahne hängt, und wir werden sie verteidigen.« Alle mal kurz gelacht über einen Schwank, wie er so nur in der Bundesrepublik stattfinden kann. Aber die Freude über derart engagiert integrierte Ausländer war nur voreilig. Denn was hier geschehen ist, war eher ein Akt der Okkupation als der Integration. Gegenüber der *Jungen Freiheit* (27/10) äußerte der Ladenbesitzer, die Flagge hänge dort »nicht wegen des Zweiten Weltkriegs, sondern wegen der deutschen Mannschaft: Weil die deutsche Mannschaft ja nicht mehr richtig deutsch ist; das ist ja Multikulti, wir gehören dazu.« Also wohlgemerkt nicht, weil die Araber nun zu Deutschen geworden wären – sondern weil die Deutschen weniger deutsch geworden sind. Das ist ein durchaus typisches Muster. Wann »Integration« in Desintegration umschlägt, ist eben vor allem eine Frage von Quantitäten. Wir sind an einem Punkt angelangt, wo der Begriff fast schon in Orwells Manier sein Gegenteil bedeutet.

Und wieder gemischte Gefühle: Die Niederlage im Halbfinale gegen Spanien – eine quasi »ethnisch homogene«, gut aufeinander eingespielte Mannschaft, die »miteinander wollte« – hat auch ihre positiven Seiten. Wäre nämlich Deutschland ins Endspiel gekommen, wäre landauf landab ein flächendeckendes »Multikulti ist die Zukunft«-Propagandagedöns losgebrochen, gegen das jedes Vuvuzelakonzert wie ein Flötensolo geklungen hätte. Vielleicht findet man nun auch so einen Schuldigen. Es war wohl typisch britischer Humor, als der Korrespondent der *Times* in Berlin schrieb: »Deutschland muß schon noch etwas mehr tun, wenn es sein Image verändern will. Es ist immer noch ziemlich blond. Sehen Sie sich den neuen Bundespräsidenten und seine Frau an. Wenn Cem Özdemir Staatsoberhaupt wird, dann wird sich Deutschlands Image wirklich verändern. Aber es ist auf dem richtigen Weg. Ein wenig bunter, ein wenig fröhlicher – das ist alles, was es braucht, damit Deutschland von seinen europäischen Partnern geliebt wird. Und das ist es, was Sie wollen, stimmt's?«

Noch mehr blonde Bestien

von Olaf Haselhorst

Das Hamburger Institut für Sozialforschung, besser bekannt als Reemtsma-Institut von links, hat einen Forschungsschwerpunkt dort, wo es die »Mär vom anständigen deutschen Soldaten« zu entlarven gelte. Nun ist in der institutseigenen Edition das Buch *Eroberungen. Sexuelle Gewalttaten und intime Beziehungen deutscher Soldaten in der Sowjetunion 1941–1945* von Regina Mühlhäuser erschienen (416 S., 36 Fotos, 32 €). Es beschäftigt sich mit der Bandbreite sexueller Beziehungen deutscher Besatzungstruppen zu einheimischen Frauen.

In drei Hauptabschnitten (»Sexuelle Gewalt«, »Sexuelle Tauschgeschäfte« und »Einvernehmliche Verhältnisse«) versucht die Autorin zu belegen, daß es erheblich mehr von Deutschen begangene Vergewaltigungen gegeben haben müsse, als die Statistik der Wehrmachtsjustiz verzeichnet. Von den über 17 Millionen an allen Fronten eingesetzten deutschen Soldaten wurden bis 1944 laut Gerichtsakten 5349 Männer wegen »Sittlichkeitsdelikten« – vor allem »Notzucht«, »Unzucht mit Männern«, »verbotenem Geschlechtsverkehr« und »verbotenen Abtreibungen« – verurteilt. Viel zu wenig, wie Mühlhäuser meint. Im Gegensatz zu den gut dokumentierten Massenvergewaltigungen (man geht von 2 Millionen Fällen aus) durch Rotarmisten an deutschen Frauen und Mädchen (zuletzt Ingo von Münch: *»Frau, komm!«*, Ares-Verlag 2009) gelingt es der Autorin jedoch nicht, ihre These zu belegen. Sie gibt zu, daß die von ihr benutzten Quellen »nur sehr wenig Aufschluß« geben.

Da Mühlhäuser keine Kenntnisse militärischer Organisationsstrukturen hat, greift sie auf fragwürdige Quellen zurück. Einer ihrer Zeugen, der Tagebuchschreiber Jürgen W., sei 1935 als 19jähriger in die Wehrmacht eingezogen worden und soll sechs Jahre später (1941) im Alter von 25 bereits »General der Artillerie« sein. Ein Ding der Unmöglichkeit. So schnell gingen Beförderungen selbst im Krieg nicht. Dieser wirklich schwere Fehler läßt Zweifel an der Fähigkeit der Autorin zur angemessenen Quellenkritik aufkommen; erst recht, wenn sie diese Aufzeichnungen mit Fiktionen aus einem Sowjet-Roman von 1947 abgleicht oder gleich sowjetische Propagandabehauptungen für bare Münze nimmt, obwohl sie deren Problematik erkennt.

Da Militärgeschichte nicht ihr Spezialgebiet zu sein scheint, ist an ihr die Diskussion um die Wissenschaftlichkeit der These vom »verbrecherischen Vernichtungskrieg« vollkommen vorübergegangen. Die ernstzunehmenden Kritiken von Klaus Jochen Arnold oder Stefan Scheil kennt sie offensichtlich nicht. Die Kapitel »Sexuelle Tauschgeschäfte« (eine Erscheinung auch im besetzten Deutschland, man denke nur ans »Frollein-Wunder«) und »Einvernehmliche Verhältnisse« hat sie wohl nur ins Buch aufgenommen, weil es ansonsten allzu dünn ausgefallen wäre. Sie unterstellt eine Zwangslage auch für einvernehmliche Liebesbeziehungen, denn diese seien unter der Machtandrohung deutscher Truppen geschehen. Wie würde die Autorin wohl das literarisch bekannte Verhältnis von Ernst Jünger mit der Pariser Ärztin Sophie Ravoux bewerten? Glaubt sie, Jünger sei nur deshalb als Galan gelandet, weil er deutscher Besatzungsoffizier war?

Es drängt sich der Eindruck auf, hier werde nach dem Motto der »Wehrmachtsaustellung« gearbeitet, nämlich »alles suggerieren und wenig bis nichts belegen«. Auch Mühlhäuser greift auf Fotografien von Soldaten zurück, und zwar auf solche Bilder, auf denen entweder sich waschende, teilweise nackte Soldaten am Fluß zu sehen sind, oder Landser mit freiem Oberkörper im Gespräch oder beim Handel mit weiblichen Einheimischen. Sie möchte diesen (halb-)nackten Männern und ihrem normalen Agieren »sexuelle Nötigung« zuschreiben, denn es könnten sich Frauen durch den Anblick belästigt gefühlt haben. Auf den Fotos aber deutet nichts auf diesen von der Autorin konstruierten Zusammenhang hin. Im Hause Reemtsma wird offenbar weiter die Methode »Wehrmachtsausstellung« angewendet. Daß dieses Buch gleichzeitig die überarbeitete Dissertation von Frau Mühlhäuser ist, wirft darüber hinaus ein bezeichnendes Licht auf den gegenwärtigen universitären Betrieb in Deutschland.

Urd heißt man eine,
die andere Werdandi –
sie schnitten Stäbe –,
Skuld die dritte;
Lose lenkten sie,
Leben koren sie,
Menschenkindern,
Männergeschick.

aus der Edda/Völuspa

50 Jahre Anti-Baby-Pille

von Ellen Kositza

Wenig wissen wir über die Nornen, die an den Wurzeln des Welten- und Lebensbaumes ihre Arbeit verrichten. Sie dürften aufs engste verwandt sein mit den römischen Parzen und den griechischen Moiren. Die erste der weisen Frauen spinnt den Lebensfaden, die zweite vermißt ihn, die dritte schneidet ihn ab. Um Urd und Werdandi ist es still geworden. Welche Frau läßt sich schon nachsagen, sie spinne? Fäden vermessen, Maschen zählen – auch das zählt kaum zu den lebendigen Traditionen in unseren Breiten. Skuld allerdings, die Unerbittlichste der drei Weiber, hat durchaus ihre spirituell erleuchteten, wenn auch blechern-abgemagerten, Repräsentantinnen in der Gegenwart. Eventuell tragen sie den germanischen Namen Margot und predigen im katholischen Liebfrauendom die Schnitterhymne: »Die Pille ist ein Geschenk Gottes!«

Die Götter, die sie meint, sind in der Tat Männer. Ludwig Haberlandt, der 1921 das Grundkonzept zur hormonellen Empfängnisverhütung lieferte, wich aus politischen Gründen erst nach Ungarn, dann in den Freitod aus. Andere Herren der Schöpfung (der in die USA emigrierte Wiener Carl Djerassi, Luis Miramontes und John Rock, sämtlich ohne religiösen Bezug zu abendländischen Schicksalsgöttinnen) vollendeten sein Werk. Die Trennung von Sex und Fortpflanzung ist nicht ein Highlight des 20. Jahrhunderts, es ist die Revolutionierung der gesamten Menschheitsgeschichte. Im August 1960 kam das Präparat mit dem ehrlichen Namen Anti-Baby-Pille auf den amerikanischen Markt, ein knappes Jahr später eroberte es im Sturmlauf die Körper der deutschen Frauen. In der DDR wurde sie kostenlos abgegeben. Das göttliche Danaergeschenk, das seinerzeit noch als Hormonbombe einschlug und trotz schwerer Nebenwirkungen bereitwillig im Namen sexueller Selbstbestimmung geschluckt wurde, ist heute mit verfeinerter Rezeptur lieferbar. Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung empfiehlt es auch bei abweichender Indikation: Die »Pille«, wie sie längst verniedlichend heißt, verbessere »unreine Haut.« Ist die Haut »rein« und die Pille geschluckt, so das offiziöse Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik, wird ein »streßfreies Sexualleben ermöglicht«.

Über weitere positive Nebenwirkungen des Hormoncocktails für das gelingende Familienleben lesen wir ironie- und beweisfrei bei *wikipedia*: »Die Phase des Kennenlernens lieferte durch dank der Pille ermöglichten sexuellen Kontakt mehr Informationen über einen potentiellen Ehepartner. Die Entscheidung zur Eheschließung basierte daher auf weniger Ungewißheit, was die Wahrscheinlichkeit einer späteren Scheidung reduzieren könnte.«

Britische Wissenschaftlerinnen hingegen sahen jüngst abermals die Tatsache erhärtet, daß die Pille den Verstand vernebele: Das Medikament, das dem Körper beständig eine Schwangerschaft vorgaukelt, verändere die Wahrnehmung der Frauen so, daß sie andere Geschlechtspartner auswählten als hormonell naturbelassene Frauen. Diese fühlten sich gerade um die fruchtbare Phase des Eisprungs von besonders maskulinen Männern angezogen, die ihnen weder in Verhalten noch »Gen-Pool« ähneln. Dieser starke Unterschied sorge dafür, daß der Nachwuchs eine breitgefächerte Palette an Abwehrfähigkeiten erbe und im evolutionären Sinn »fitter« sei. Pillenkonsumentinnen bevorzugten Männer, die mit weiblichen Eigenschaften harmonisieren (»Nestbautrieb«), dadurch sei die genmäßige Ausbeute (wenn es nach Absetzung der Pille nicht zum spontanen Partnerwechsel kommt) dünner.

In einer individualisierten Gesellschaft dürfte man solche Folgen unter »persönliches Pech« subsumieren. Anders schaut es aus mit der hormonellen Kontamination des Trinkwassers. Kläranlagen sind nicht in der Lage, das synthetische Östrogen auszufiltern, das Millionen Pille-Konsumentinnen täglich über ihren Urin ausscheiden. Die Auswirkungen auf die Welt der Wasserlebewesen (Feminisierung von Fischen etc.) sind wissenschaftlich stichfest. Inwiefern sich das auf die zunehmende Unfruchtbarkeit von Männern auswirkt, ist noch umstritten. Beim Lebensborn der alten Urd wären wir damit wieder.

Der »Fall Island«

von Wiggo Mann

Island ist das Synonym für ein Land, das nach dem Platzen einer Finanzspekulationsblase am Rande des Abgrunds steht und seinem Ausverkauf zusehen muß. Asgeir Jonsson, Chefvolkswirt der isländischen Kaupthing Bank, versucht in seinem Buch *Der Fall Island. Wie internationale Spekulanten ein Land an den Rand des Staatsbankrottes brachten* (München: Finanzbuchverlag 2009. 160 S., 19.90 €) eine Erklärung.

Das Ende einer auf Sicherheit bedachten Banken- und Zentralbankpolitik kam für Island in den 1990er Jahren, als im Sog moderner Entwicklungen in der internationalen Finanzwelt risikoträchtige finanzielle Anlageformen zur Mode wurden. Eine Generation smarter Jungbanker begann europaweit Kunden zu akquirieren. CDOs (*Collateralized Dept Obligations*) und CDSs (*Credit Default Swaps*), von Warren Buffet treffend »finanzielle Massenvernichtungswaffen« genannt, brachten zuletzt nicht nur das Bankensystem zu Fall, sondern ganz Island an den Rand einer Katastrophe.

Man mag der Argumentation des Autors dort nicht folgen, wo er die isländische Zentralbank dafür kritisiert, daß sie anfänglich zu zögerlich und zudem falsch reagiert habe. Das Kernproblem, das die Billionen US-Dollar an frei zirkulierenden Spekulationsgeldern für eine kleine Volkswirtschaft bedeuten, liegt nicht in der Unzulänglichkeit, sondern in der Ungleichheit der Marktteilnehmer. Diese zeigt sich etwa im »Soros-Effekt,« wenn nämlich internationale »Investoren«, die auf die Kursentwicklung von Währungen wetten, dies durch »Informationen« in den Medien flankieren und dafür Summen in Stellung bringen, die den ökonomischen Ruin der betroffenen Volkswirtschaft auszulösen imstande sind. Solche Mechanismen gewichtet Jonsson nicht schwer genug. Im Zentrum der Kritik sollte aber stets ein Geld- und Bankensystem stehen, das einigen wenigen die Möglichkeiten eröffnet, hinter den Kulissen das große Rad zu drehen, um im Falle eines Scheiterns ein ganzes Volk mit seiner Arbeitsleistung für viele Generationen in Geiselhaft zu nehmen.

Aufmerken läßt Jonssons Hinweis, daß die vor Einbruch des modernen Casino-Bankwesens hohe Geburtenrate der Isländer, die während der hektischen Goldgräberstimmung merklich sank, derzeit im Zunehmen begriffen ist. Nach den Exzessen eines unwirklichen, geborgten Luxus mag so ein Leben im Normalformat zurückkehren. Kein Verständnis für Jonssons Sichtweise hat Einar Mar Gudmundsson, ein isländischer Romancier (*Wie man ein Land in den Abgrund führt,* München: Hanser Verlag 2010. 208 S., 16.90 €). Asgeir Jonsson benutze die Argumente eines Alkoholikers: Betrunken am Steuer zu sitzen ist in Ordnung, so lange es keiner merkt, und wenn man trotzdem am Laternenpfahl landet, ist es dessen Schuld. Die letzte Bank, die mir den Kredit verweigert, trägt Schuld an meinem Untergang.

Gudmundsson selbst reiht nun assoziativ Gedichte, Reflexionen, persönliche Begegnungen, Episoden isländischer Geschichte, Lesefrüchte und politische Bekenntnisse zu einer wirtschaftlichen »education sentimental« aneinander, und das wirkt mitunter etwas unsortiert. Kluge Beobachtungen treten dann hinter Bob Dylan-Songtexten zurück. Man ist dauernd versucht, eher Banales zu überfliegen und überliest dann auch Wichtigeres. Grundiert wird Gudmundssons Darstellung durch die Enttäuschung dessen, der an den real existierenden Sozialdemokratismus glaubte. Betrachtet man beide Darstellungen, erscheint Jonsson als der sich rechtfertigende »Gesinnungstäter«, der den Sachzwängen des Finanzsystems verhaftet bleibt und darum die entscheidende Frage vermeidet, warum eine Gesellschaft einer winzigen Clique die grenzenlose Geldschöpfung gestatten soll. Gudmundsson dagegen ist der Nachfahre des Bauers Strepsiades, der in dem Theaterstück *Die Wolken von Aristophanes* der drohenden Pfändung seines Gehöftes entgegensieht, und sich durch einen Crashkurs in Sophistik bei Sokrates aus seiner bedenklichen Lage manövrieren möchte, jedoch außer wolkigen (deshalb der Titel) Bemerkungen nichts Erhellendes erfährt. Als komplementäre Bestandsaufnahme sind beide Bücher lesenswert.

Heideggers verflixtes Jahr

von Erik Lehnert

Vor etwas mehr als sechs Jahren erschien in Frankreich das Heidegger-Buch von Emmanuel Faye (zur dt. Übersetzung siehe *Sezession 31*), in dem Heidegger für die »Einführung des Nationalsozialismus in die Philosophie« verantwortlich gemacht wird. Faye konnte sich unter anderem deshalb starke Behauptungen leisten, weil man seiner Interpretation aufgrund eines Mangels Glauben schenken mußte: Viele der Zeugnisse, auf die er sich stützt, waren der Öffentlichkeit nicht zugänglich. Alfred Denker und Holger Zaborowski haben Abhilfe geschaffen und die wichtigsten noch nicht veröffentlichten Texte herausgegeben.

Das *Heidegger-Jahrbuch* 4 (*Heidegger und der Nationalsozialismus I, Dokumente*, Freiburg/München: Karl Alber 2009. 362 S., 48 €) enthält nicht nur die für Fayes Argumentation so zentrale Übung aus dem Wintersemester 1933/34 »Über Wesen und Begriff von Natur, Geschichte und Staat«, sondern viele andere erhellende Dokumente. Herausgekommen ist eine Art Dossier, das einiges zum Verständnis der Situation 1933/34 und der folgenden Jahre beiträgt. Manches (etwa die offiziellen Schreiben aus der Rektoratszeit) wären nicht der Rede wert, wenn sich nicht Behauptungen unausrottbar hielten, Heidegger hätte hier Ungeheuerliches unternommen. In den Dokumenten findet sich nichts dergleichen. Heidegger zeigt sich als eifriger Gleichschalter, ohne jedoch aus dem Rahmen zu fallen. Man sieht Heidegger in der Rolle des Rektors, der amtliche Anweisungen weitergibt, und erlebt ihn als resignativen Briefeschreiber, der weiß, daß sein Wahrheitsbegriff im NS-Staat niemals eine Chance hatte. An den Romanisten Friedrich schreibt er im April 1939: »Was heute noch an Zukünftigem an der ›Universität‹ geleistet oder vorbereitet werden kann, ist ausschließlich Sache des Einzelnen, weil nur dieser eine Ursprünglichkeit verbürgt. Alles übrige bleibt Vordergrund, für den Tag gemacht.«

Um zu dieser Einsicht zu gelangen, brauchte Heidegger die Erfahrung des vergeblichen Versuchs, dem revolutionären Pathos der NS-Bewegung geistige Tatsachen folgen zu lassen. Damit zog er sich den Unmut seiner konservativen Kollegen zu, die offenbar gehofft hatten, mit Heidegger an der Spitze gleichmacherische Begehrlichkeiten abwehren zu können. Joseph Sauer, Kirchenhistoriker und 1932/33 Rektor der Freiburger Universität, schreibt im August 1933 in sein Tagebuch: »Heute bringen die Zeitungen die Nachricht von der radikalen Veränderung der Universitätsreform, als vorerst spezifisch badisches Kuriosum. Finis universitatis! Und das hat uns dieser Narr von Heidegger eingebracht, den wir zum Rektor gewählt haben, daß er uns die neue Geistigkeit der Hochschule bringe. Welche Ironie!«

Gegen diese Gleichschaltung formiert sich Widerstand, Heidegger verliert den Rückhalt in der Professorenschaft und gibt nach weniger als einem Jahr entnervt auf. An der Übergabe des Rektorats nimmt er schon nicht einmal mehr teil. Unterstrichen wird die marginale Rolle, die Heideggers Überlegungen zur Universitätsreform hatten, durch die Wirkung seiner Rektoratsrede *Die Selbstbehauptung der deutschen Universität*. Das *Heidegger-Jahrbuch* bietet zahlreiche Rezensionen dieser Rede aus Deutschland und dem Ausland. War die Aufnahme dieser Rede schon 1933/34 verhalten – mit teilweise merkwürdigen Mißverständnissen –, wird im Laufe der Jahre immer klarer, daß Heidegger und der NS nicht harmonieren. Das blieb sowohl NS-Ideologen als auch Exilanten nicht verborgen. Amtliche Schreiben und Aktenvermerke, die sich zunehmend mit kritischen (teilweise denunziatorischen) Anfragen zu Heidegger beschäftigen, runden das Bild ab. Schon im März 1934 wendet sich ein Unbekannter an Kultusminister Rust: »Von verschiedenen Seiten der Partei hört man Warnungen vor der Person von Professor Heidegger in Freiburg.« Diese Verdächtigungen, Heidegger sei stark scholastisch geprägt, setzen sich dann bis 1945 fort. Unmittelbar nach dem Krieg schlägt das Klima um, der Vorwurf wird laut, Heidegger sei ein linientreuer NS-Philosoph gewesen. Beide Einschätzungen gehen in ihrer Einseitigkeit an der Wirklichkeit vorbei. Deren Ambivalenz lassen die jetzt veröffentlichten Dokumente zumindest erahnen.

Schöne Literatur

Patrick Modiano: *Place de L'Etoile. Roman*, München: Hanser 2010. 189 S., 17.90 €

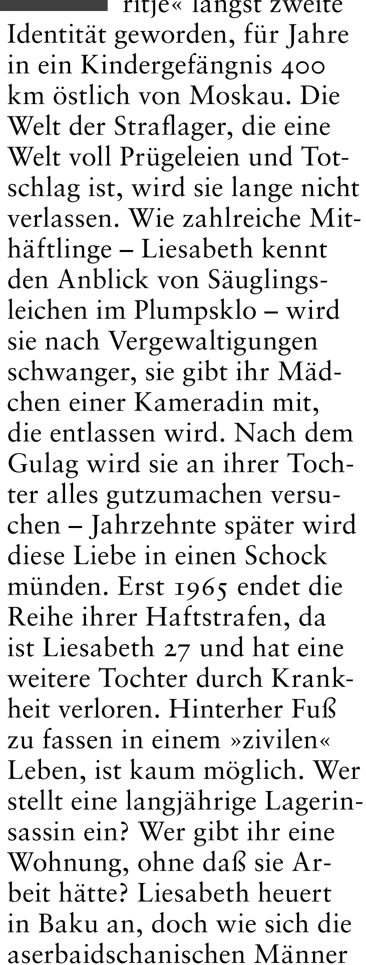
Vierzig Jahre hat es gedauert, bis Patrick Modianos Erstling auf deutsch erscheinen konnte. Wer diesen französisch-jüdischen Romancier nicht kennt, kann mit dem Roman *Eine Jugend* (1981) beginnen. Dieses Werk hat Modianos Ruhm begründet und ihn im deutschsprachigen Raum bekannt gemacht, was nicht zuletzt am bereits berüchtigten Übersetzer – Peter Handke – lag.
Place de L'Etoile erschien bereits 1968 in Frankreich. Modiano war 22 Jahre alt, und sein Buch ist eine krasse, egomanische Selbstzerfleischung. Sie wird stellvertretend betrieben von Raphael Schlemilovitch, der gleich dem ewigen Juden durch die Zeit geistert und je nach Stimmung und Zustand Rollen annimmt: Er spielt in seiner Erinnerung unter anderem den antisemitischen Gestapo-Juden, den Reichsvorzeigejuden und Geliebten Eva Brauns, einen Mädchenhändler, einen Israel-Einwanderer.
Modiano läßt ein Personen- und Orte-Gewitter auf den Leser los, manisch, hysterisch – jedenfalls spöttisch und zersetzend: ein Spiel mit alldem, worauf andere Leute ihr Leben bauen, und worauf er selbst bauen könnte, triebe ihn nicht die Lust an der Zerfaserung dazu, jedem und vor allem sich selbst ins Gesicht zu treten.
Place de l'Etoile ist aus diesem Grund ein hochintellektuelles wie hybrides Produkt jenes »jüdischen Selbsthasses«, von dem Theodor Lessing (selbst Jude) in einer Abhandlung von 1930 ebenso treffend wie verzweifelt zu berichten wußte. Die Neigung zur geistigen Pulverisierung des Bestehenden wird darin als etwas beschrieben, das auf den Intellektuellen selbst zurückschlage: Ihm werden durch den genüßlich zelebrierten, ätzenden Intellekt zuletzt auch die Knochen weich, er zerrüttet seine eigene Identitätsgrundlage. Ein grausames Schicksal, denn der »geistig hochgestimmte Jude ist in eine Kaste hineingeboren, die in Klugheiten wie eingemauert lebt und innerhalb dieser Mauer sich nun gegenseitig zerreißt, wie Raubtiere in einem zu engen Käfig« (Theodor Lessing, *Intellekt und Selbsthaß*, Schnellroda 2007).
So muß sich Modiano über das völlig andere Selbstverständnis derjenigen Juden lustig machen, die sich seit nunmehr über sechzig Jahren in Israel festkrallen und ihren durch die Jahrhunderte tradierten Opferstatus abgelegt haben wie eine falsche Haut: »Wir wollen nichts mehr wissen von kritischem jüdischen Geist, jüdischer Intelligenz, jüdischer Skepsis … Das überlassen wir den jungen europäischen Ästheten Ihres Schlags! Wir sind energiegeladene Burschen, vierschrötige Kerle, Pioniere«, sagt der General zu dem nach Israel einreisenden Schlemilovitch, bevor er ihm die Dekadenz aus dem Leib zu foltern beginnt.
Aber auch dies bleibt ein Spiel, ebenso die Erschießung zuletzt. Es lag, glaubt man dem Nachwort der Übersetzerin Elisabeth Edl, an solchen israelkritischen Passagen, an der Entlarvungslust Modianos im Bezug auf die hemdsärmligen Kibbuz-Krieger, daß in Deutschland eine frühe Übertragung und Veröffentlichung von *Place de L'Etoile* nicht ratsam erschien: Immerhin focht Israel gerade den Sechstagekrieg aus, und man wollte in Deutschland keine Stimmung gegen diesen jungen Staat machen, auch nicht obwohl der Spott aus jüdischer Feder stammte. Dies ist ja bis heute so geblieben: Da macht einer wirklich lustige Witze über sein eigenes kleines Völkchen, lacht laut heraus – aber die Deutschen lachen nicht mit und bleiben unsicher, ob ihnen das gestattet sei, nach alledem.
Nun, im Jahre 2010, sind wir anscheinend reif für das frühe Zeugnis einer an Célines Geifern geschulten Selbstzerlegung, für einen ekligen, zynischen, spöttischen Wirbel. Andere Rezensenten sehen darin eine verzweifelte Identitätssuche. Vielleicht liegen sie richtig. Vielleicht ist es aber auch ein weiterer aller Hemmungen lediger Schritt hin zu einer »Auflösung aller Dinge«: So benannte der Literaturwissenschaftler Hans-Dietrich Sander die Wirkung jener destruktiven Aufklärung, als deren Träger er vor allem die jüdische Intelligenz ausmachte. Im Ergebnis läuft das auf Zersetzung des Konkreten durch Abstraktion und Gleichgültigkeit hinaus. Kern solchen Denkens ist die Bindungs- und Ortlosigkeit. Europäisches Denken läuft dem diametral entgegen: »In der griechischen Sprache bedeutet *topos* doppelsinnig Ort und Gesichtspunkt, deutsch vertieft im Doppelsinn von Grund als Boden und Ursache«, oder formelhaft: »Alles, was auf Erden lebt, braucht seine Umwelt« (Hans-Dietrich Sander).
Modianos Protagonisten grapschen nach Orten, Räumen, Menschen, ohne den Grund finden zu können oder dies auch nur zu wollen. Der Autor selbst ist sich im klaren über die Konsequenzen dieser irren Hast, die sich zuletzt gegen das Judentum selbst und seine Traditionen wendet: Der auf die Psychiater-Couch niedersinkende Held Schlemilovitch bekommt von Freud höchstpersönlich eine »Jüdische Neurose« attestiert. »Aufklärung bis zum Zynismus« nannte Oswald Spengler das und machte zu seiner Zeit noch eine irritierende Hemmung innerhalb der jüdischen Intelligenz aus, nämlich »schroffsten Atheismus gegenüber der fremden Religion, während die fellachenhaften Gebräuche der eigenen davon ganz unberührt bleiben.« – bei Modiano allerdings auch dies nicht mehr.

Götz Kubitschek

Nachkriegsschicksal

Ingeborg Jacobs: *Wolfskind. Die unglaubliche Lebensgeschichte des ostpreußischen Mädchens Liesabeth Otto,* Berlin: Propyläen 2010. 318 S., 19.95 €

2008 hatte Ingeborg Jacobs mit *Freiwild. Das Schicksal deutscher Frauen 1945* (*Sezession* 26) ein hervorragend recherchiertes Buch vorgelegt. Die nun von ihr aufgeschriebene Lebensgeschichte der Liesabeth Otto knüpft thematisch daran an. Ein bei aller Nüchternheit im Ton schwerwiegendes, ja demütigendes Buch: Kurz vor Kriegsende, der Vater ist vermißt, stirbt die Mutter der siebenjährigen Liesabeth in einem russischen Lager. Mit ihren Geschwistern kämpft das Mädchen gegen den Hunger. Lindenblätter und Brennessel sind die Nahrung, man fängt Vögel, ißt auch mal eine Katze und versucht Schnekken zu kochen. Als die große Schwester ihr zürnt, weil die Jüngere ihr ein rares Butterbrot wegaß, verkriecht sich Liesabeth in einem Güterwaggon. Der Zug setzt sich in Bewegung, eine Odyssee beginnt. Die salzigen Kügelchen, von denen sich das Mädchen auf der langen Fahrt ernährt, sind Düngemittel. Als sie sich in Litauen auf den Bahndamm fallen läßt, ist sie bewegungsunfähig. Wie so oft in den folgenden Jahrzehnten verdankt sie ihr Überleben gütigen Menschen, die sich für begrenzte Zeit ihrer annehmen. Bevor sie ihre Muttersprache verlernt, hat Liesabeth es als deutsche Stromerin denkbar schwer: »Den Hitler wollen wir aufhängen!«, beschließen Jugendliche und knüpfen sie an einen Ast. Sie wird in letzter Sekunde gerettet, genau wie später, als sie mit neun Jahren zum ersten Mal vergewaltigt und in einem Sack in die Memel geworfen wird. (Andere »Wolfskinder« rächen die Tat später mit einer Feuersbrunst in der Tatscheune.) Gelegentlich findet Liesabeth gegen Arbeit Obdach, doch weil das Kind einnäßt, Läuse hat, raucht (Kippenreste und Krautzeug) und gelegentlich klaut (einmal wird sie für ein Huhn mit einem Feuerhaken halb totgeschlagen), sind es kurze Aufenthalte. Bis heute hat Frau Otto wegen ihrer »Missetaten« ein schlechtes Gewissen. Als 1949 der letzte Transportzug die restlichen von einst 1,2 Millionen Ostpreußen ins verkleinerte Deutschland ausfährt, wird Liesabeth von »Waldbrüdern«, litauischen Widerständlern im Untergrund, gewarnt: Sicher werde sie nach Sibirien deportiert – man traut den Russen aus Erfahrung nicht. Das Mädchen, das immer wieder versucht hatte, nach Hause zu gelangen, findet sich nicht an der Sammelstelle ein. Mit 15 kommt sie, da ist ihr der litauische Name »Maritje« längst zweite Identität geworden, für Jahre in ein Kindergefängnis 400 km östlich von Moskau. Die Welt der Straflager, die eine Welt voll Prügeleien und Totschlag ist, wird sie lange nicht verlassen. Wie zahlreiche Mithäftlinge – Liesabeth kennt den Anblick von Säuglingsleichen im Plumpsklo – wird sie nach Vergewaltigungen schwanger, sie gibt ihr Mädchen einer Kameradin mit, die entlassen wird. Nach dem Gulag wird sie an ihrer Tochter alles gutzumachen versuchen – Jahrzehnte später wird diese Liebe in einen Schock münden. Erst 1965 endet die Reihe ihrer Haftstrafen, da ist Liesabeth 27 und hat eine weitere Tochter durch Krankheit verloren. Hinterher Fuß zu fassen in einem »zivilen« Leben, ist kaum möglich. Wer stellt eine langjährige Lagerinsassin ein? Wer gibt ihr eine Wohnung, ohne daß sie Arbeit hätte? Liesabeth heuert in Baku an, doch wie sich die aserbaidschanischen Männer benehmen, »das kann man sich gar nicht vorstellen«, in der Baubrigade gelten Frauen generell als Prostituierte. Ihr weiterer Lebensweg führt sie mit harter Arbeit quer durch die Sowjetunion. Ihre deutsche Herkunft hat sie all die Jahrzehnte wohlweislich verschwiegen. Als sie sich 1976 in ihrem langjährigen Wohnort nahe Krasnojarsk einer Nachbarin anvertraut, steckt die ihr die Adresse des Suchdienstes des Roten Kreuzes zu. Auf russisch schrieb sie nach Hamburg alle Daten, Namen und Orte, derer sie sich erinnert: »Ich flehe Sie an, ich will nur wissen, wer ich bin!« Bald kommt Antwort, Liesabeths Vater und ihr Bruder Manfred haben schon lange nach ihr gesucht. 31 Jahre nach Kriegsende kommt es zu einem notdürftig gedolmetschten Wiedersehen in Braunschweig. Manfred versteht bald nicht, warum die Schwester so viel weint. Alte Wunden reißen auf. Es heißt, dem Vater sei möglich gewesen, seine Familie Ende 1944 in den Westen zu holen. Er hat es nicht getan. Liesabeth ist versöhnlich, mit allen und allem. Wie sollte es auch anders sein – in ihrem Leben war für Bitterkeit nie Platz. Dennoch: Es funktioniert nicht in der Bundesrepublik. Mutter und Tochter werden krank: »Ich wußte doch genau, wo ich geboren war, daß Wehlau, daß Ostpreußen meine Heimat ist.« Mit Hilfe ihres Vaters gelingt es ihr, ein Haus in Widitten zu erwerben. Die ersten Jahre sind schwer. Mutter und Tochter werden mit »Heil Hitler« gegrüßt und als Faschisten beschimpft, und während des Kosovokriegs bricht der Haß auf die Deutschen noch einmal mit schlimmen Konsequenzen für Liesabeth und ihre Tochter auf. Frau Otto klagt nicht. Sie ist eine kämpferische Frau. ZDF und Arte haben bereits 2001 Ingeborg Jacobs Reportage über Liesabeth Ottos Leidensweg (»Die eiserne Maria«) ausgestrahlt. Der Film wurde mit dem World Television Award ausgezeichnet.



Ellen Kositza

Hart und zart: Eva Herman als Hexe und Heilige

Eva Herman: *Die Wahrheit und ihr Preis. Meinung, Macht und Medien,* Rottenburg: Kopp 2010. 281 S., 19.95 €

Obwohl diesem Buch kaum literarische Qualitäten nachzusagen sind und es wenig Neues enthält, was ein aufmerksamer Beobachter der Hexenjagd um Eva Herman nicht schon wüßte, liest sich die tagebuchartige, von ausholenden Gedanken zum heutigen Frauenbild unterbrochene Aufzeichnung der geschaßten Nachrichtensprecherin enorm aufschlußreich. Allein deshalb, weil die Innensichten des Medienbetriebs in solch ausführlicher Form selten vorgeführt wurden. Kommuniziert wird per SMS – fast dachte man, nur Frau Merkel und Dieter Bohlen handhaben das so! –, und entscheidende Interviewaussagen werden per Handy in einer lauten Flughafenhalle autorisiert. Schön zeigt Herman auf, inwiefern persönliche Befindlichkeiten ins mediale Tagesgeschäft schwappen: Natürlich schnappten vor allem kinderlose Frauen und Karrieristinnen über, als Herman den Wert der Hausfrau pries! Ja, der Fall Herman war eine Denunziationskampagne, die ihresgleichen sucht. Herman hat nie das Dritte Reich schöngeredet. Sie ist auch keine »christliche Fundamentalistin«, sie ist nicht mal getauft. Die Weinerlichkeit in ihren Aufzeichnungen (»Der Wind kennt die Melodie der Liebe und der Ewigkeit«) stört allerdings. Zum einen will man gar nicht so viel von zärtlichen Handhaltungen und mobilen Liebesbotschaften ihres Mannes hören, zum anderen erscheint Hermans Klage reichlich selbstbezogen und ihr umständlicher Rechtfertigungsdrang (immer gegen rechts aktiv gewesen, Homosexuelle als Freunde, einen Taxifahrer wegen Holocaustleugnung angezeigt) unnötig. Gab's je ein Interview mit der wohlgesinnten *Jungen Freiheit*? Nein, solche Kontakte wünscht Frau Herman nicht! Rigide (und eben auch nicht sachgerecht) weiß sie sich von anderen abzugrenzen, die womöglich auch nur Diffamierungsopfer sind. Daß ihr Buch sich reißend verkauft und die *Bild* Teile daraus abdruckte, zeigt, daß das »Inquisitionstribunal« gottlob glimpflich endete und die Powerfrau nicht um ihre Existenz bangen muß.

Ellen Kositza

Leitbegriffe des Konservatismus

Erik Lehnert, Karlheinz Weißmann (Hrsg.): *Staatspolitisches Handbuch, Bd 1: Leitbegriffe*, Schnellroda: Edition Antaios 2009. 176 S., 15 €

Wer sich bisher über begriffliche und biographische Angaben aus konservativer Perspektive informieren wollte, war auf das *Lexikon des Konservatismus* angewiesen. Das Mitte der 1990er Jahre von Caspar von Schrenck-Notzing herausgegebene Werk erschließt das gesamte Spektrum konservativer Politik in Geschichte und Gegenwart. Aufgrund seiner wissenschaftlichen Ausrichtung ist das opulente Nachschlagewerk jedoch kaum Argumentationshilfe für die tagespolitische Auseinandersetzung. So war eine Lücke kaum zu übersehen, die nun der erste Band des *Staatspolitischen Handbuchs – Leitbegriffe* schloß. Weißmanns und Lehnerts Wörterbuch hält die richtige Mitte zwischen einer zu detaillierten Studie, die den Überblick erschwerte, und einer nur oberflächlichen Abhandlung, der es an Akribie mangelte. Die Verfasser, mit der Materie seit vielen Jahren vertraut, präsentieren 100 Stichworte von »Abendland« bis »Zyklus«. Was wäre geeigneter als handliche Waffe gegen die sprachliche Dominanz der Linken als ein Buch, das man als »Zurüstung für den Alltag« auf den Schreibtisch zu stellen vermag und auf das man zurückgreifen kann, wenn es sich auf Debatten vorzubereiten gilt, bei denen es hart zugeht? Besonders zu bemerken ist, daß nicht nur fundierte Artikel über Begriffe verfaßt sind, die im Kontext des Themas »Konservatismus« oder »Rechte« nicht fehlen dürfen, etwa »Gemeinschaft«, »Organismus«, »Tradition«, »Aristokratie« oder »Ordnung«; vielmehr findet man auch Texte zu »Postdemokratie« oder »Umwelt« – Stichworte also, die man im ersten Moment nicht zum klassischen konservativen Vokabular rechnet, die aber durchaus konservative Hintergründe verraten. Hilfreiche Auswahlbibliographien sind jedem Artikel beigegeben und ermöglichen eine Vertiefung des Themas. Jedes Stichwort wird durch ein markantes Zitat, grau unterlegt, zusätzlich erhellt. Vielleicht wäre es sinnvoll gewesen, die jeweilige Fundstelle anzugeben. Begriffs- und Personenregister erleichtern den Gebrauch. Der Gehalt der *Leitbegriffe* läßt die Vorfreude auf den zweiten Teil, einen umfangreichen Kanon konservativer Schlüsselwerke, wachsen.

Felix Dirsch

Unfreiwillig drastisch

Bogdan Musial: *Stalins Beutezug. Die Plünderung Deutschlands und der Aufstieg der Sowjetunion zur Weltmacht*, Berlin: Propyläen 2010. 512 S. 26.95 €

Manchmal beweisen Autoren das Gegenteil ihrer eigenen Hauptthese. Das kommt nicht häufig vor, aber auch nicht so selten, wie man meinen sollte. Bogdan Musials Schilderung von »Stalins Beutezug« ist über weite Strecken so ein Fall. Musial schließt an sein vor zwei Jahren veröffentlichtes Buch *Kampfplatz Deutschland* an. Erneut stehen die sowjetischen Kriegsvorbereitungen im Blickpunkt, die seit den späten 1920er Jahren darauf abzielten, eines Tages mit Hilfe der größten Armee der Weltgeschichte den realen Sozialismus nach Europa zu tragen. Dazu kommen umfangreiche Kapitel über die Mobilisierung

der sowjetischen Wirtschaft und Gesellschaft nach dem deutschen Präventivangriff vom 22. Juni 1941, über Stalins Deutschlandpolitik ab diesem Zeitpunkt und über die Ausplünderung Deutschlands nach Kriegsende, den »Beutezug« eben.
Musial vertritt die These, eben dieser Beutezug hätte die UdSSR erst zur Weltmacht werden lassen. Er dokumentiert den Abtransport von Gütern und Waren in Richtung UdSSR auch ausführlich und widmet ihm das umfangreichste Einzelkapitel. Bereits im Sommer 1944 erreichten demnach die Planungen für den Beutezug ein konkretes Stadium. Die damals genannten Zahlen von etwa einer halben Million Werkzeugmaschinen, zwölftausend Lokomotiven und drei Millionen Tonnen Gleisen wurden später in etwa erreicht. Dazu kamen Berge an Waren und Kulturgütern aller Art und auch manche Technologie, ein Punkt, dem Musial wenig Aufmerksamkeit widmet. Die Geschichte der sowjetischen Luft- und Raumfahrt in den Folgejahren kann kaum ohne den deutschen Beitrag verstanden werden. Obwohl sich hier die Westmächte die besten Kräfte sichern konnten, ging auch die UdSSR nicht leer aus. Zusammen mit der in den USA gestohlenen Atomtechnologie – von Musial nicht erwähnt – hob dies die Sowjetunion in der Tat für eine Weile auf eine dem Westen ähnliche machtpolitische Höhe.
Warum nun die UdSSR des Jahres 1941 nicht ebenfalls bereits eine Weltmacht gewesen sein soll, erschließt sich dem Leser allerdings nicht. Im Gegenteil führt Musial unfreiwillig drastisch vor Augen, in welchem Ausmaß zu diesem Zeitpunkt die gesamten industriellen und menschlichen Reserven des größten Landes der Welt für den Aufbau einer überwältigenden Streitmacht eingesetzt wurden. Was an Technologie fehlte, wurde entwickelt oder gekauft. Wo Leistungsbereitschaft fehlte, wurde sie durch Sklavenarbeit erzwungen. Heraus kam in der Tat eine bis dahin nie gesehene, auch laut Musial nicht für einen Verteidigungskrieg vorgesehene Armee, die technologisch an vielen Stellen innovativ gerüstet war. Zudem weist Musial nach, daß die Verluste des Jahres 1941 durch eigene Produktion ausgeglichen werden konnten und die Lieferungen aus den USA nicht die kriegsentscheidende Rolle spielten, die ihnen immer noch manchmal zugeschrieben wird. So war die UdSSR im Sommer 1941 bereit für den Einfall nach Europa, den die deutsche Wehrmacht dann zunächst verhinderte und zuletzt wenigstens begrenzte.
Man darf gespannt sein, an welchem 8. Mai das ein deutscher Regierungschef aussprechen und die in diesem Dienst gebrachten Opfer würdigen wird.

Stefan Scheil

Davidstern

Gershom Scholem: *Das Davidschild. Geschichte eines Symbols*, Berlin: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 2010. 76 S., 29.90 €

Ohne Zweifel gehört der Davidstern oder »Schild Davids« zu den bekanntesten politischen Symbolen überhaupt. An seinem Beispiel läßt sich exemplarisch die fortwirkende Bedeutung der Religion für die Entstehung politischer Symbole nachweisen. Wie Scholem in seinem jetzt zum ersten Mal vollständig auf deutsch veröffentlichten Beitrag zeigen konnte, spielte für diesen Zusammenhang nicht nur die – irrtümliche – Annahme des Ursprungs in der Königszeit Israels eine wesentliche Rolle, sondern auch die Bedeutung für die magische Praxis des mittelalterlichen Judentums. Von einer echten Kontinuität wollte er aber gerade nicht sprechen, obwohl die Annahme, der Staat Israel habe sich auf eine uralte Tradition bezogen, wesentlich zur Entscheidung zugunsten des Davidsterns in der Nationalflagge beigetragen hat. Tatsächlich, so Scholem, war der Davidstern nur *ex negativo* zum Symbol der Juden geworden, durch die Entscheidung der Nationalsozialisten nämlich, ihn in der gelben Schandfarbe zur Kennzeichnung der Ausgestoßenen und zum Tode Bestimmten zu machen. Obwohl der Text von Scholem zuerst 1948 und dann in überarbeiteter Version 1963 veröffentlicht wurde, gehört er zum Besten, was in bezug auf dieses Thema geschrieben wurde. Ganz still stand der Fortschritt der Erkenntnis seither allerdings nicht, und dem sorgfältigen Kommentar des Bandes hätte es genutzt, wenn man nicht nur auf die Stellung im Werk und die Editionsgeschichte, sondern auch auf neuere Arbeiten mit ergänzenden Erkenntnissen (etwa die des amerikanischen Militärrabbiners W. Gunther Plaut *The Magen David*, 1991) hingewiesen hätte.

Karlheinz Weißmann

Hans-Joachim Schoeps

Gideon Botsch/Joachim H. Knoll/Anna-Dorothea Ludewig (Hrsg.): *Wider den Zeitgeist. Studien zum Leben und Werk von Hans-Joachim Schoeps (1909–1980),* Hildesheim: Georg Olms 2010. 324 S., 49.80 €

Nachdem es jahrzehntelang recht still um Hans-Joachim Schoeps war, scheint sich seit einiger Zeit akademisches Interesse am Denken und Leben des Religionswissenschaftlers zu regen. Das rührt vor allem daher, daß Schoeps nicht nur Wissenschaftler war, sondern als konservativer Publizist eine wichtige Stimme im Nachkriegsdeutschland darstellte. Möglich war ihm diese Position, weil er, der 1938 als Jude nach Schweden emigriert war, bei der ersten Gelegenheit nach

Deutschland zurückkehrte und ihm hier viele Türen offenstanden. Damals war es noch kein Problem, daß Schoeps bis Mitte der dreißiger Jahre glaubte, als jüdischer Preuße und nationalgesinnter Deutscher mit den Nationalsozialisten eine Einigung in der Judenfrage erzielen zu können. Diese Haltung hat man Schoeps erst in den sechziger Jahren zum Vorwurf gemacht, als linke Studenten und Journalisten eine Kampagne gegen den Erlanger Professor eröffneten. Auch wenn er damals nicht klein beigab, sondern publizistisch zurückschlug, hat das seinen Ruf beschädigt. Zum 100. Geburtstag fand ein internationales Symposium zu Hans-Joachim Schoeps in Potsdam statt, wo sein Sohn, Julius H. Schoeps, das veranstaltende Moses-Mendelssohn-Zentrum für europäisch-jüdische Studien leitet. Ergänzt um einige Aufsätze, sind die Vorträge im vorliegenden Band abgedruckt. Sie beschäftigen sich mit der wissenschaftlichen Leistung (Schoeps' Interpretationen der frühchristlichen und frühjüdischen Religionsgeschichte, seiner Konzeption der Geistesgeschichte), Aspekten seiner Weltanschauung sowie seines Lebens. Hierbei sind es vor allem die Texte von Frank-Lothar Kroll und Hans-Christof Kraus, die sich seinem Preußentum bzw. seinem konservativen Denken widmen. Dabei tritt vor allem der Impuls hervor, den Schoeps mit seiner Verteidigung Preußens (das aufgelöst und verboten war) im Nachkriegsdeutschland setzte. Weniger erfolgreich war sein Versuch, die Monarchie in Deutschland wiederzubeleben. Schoeps hatte gewichtige Argumente für diesen Einsatz, nicht zuletzt die Frage nach einer funktionalen politischen Ordnung in einer Massengesellschaft, konnte aber gegen die rechtlichen Schranken und den egalitären Zeitgeist nichts ausrichten. Wie sehr Schoeps unter bzw. an diesem Zeitgeist litt, macht der Beitrag von Joachim H. Knoll deutlich, der 1957 über »Führungsauslese in Liberalismus und Demokratie« bei Schoeps promoviert wurde. Knoll zerlegt detailliert die übermächtige Selbstinterpretation der 68er, die weiterhin ihre eigene Geschichte schreiben, in die einzelnen Fakten. Am Ende bleibt nicht viel außer der schlichten Tatsache, daß sie die kulturpolitische Auseinandersetzung gewonnen haben. Ein Opfer dieses Kampfes war Schoeps. Es mutet daher ein wenig wie eine Ironie der Geschichte an, daß dieser als Reaktionär geschmähte Denker als Homosexueller für die Abschaffung des § 175 eintrat und dafür das Klima, das die 68er geschaffen hatten, nutzen wollte. Marita Keilson-Lauritz, ausgewiesene Kennerin der »Geschichte der Schwulenbewegung«, zeichnet die Bemühungen von Schoeps in dieser Richtung materialreich nach. Es ist zu hoffen, daß dieser Aspekt nicht der einzige ist, der von den wissenschaftlichen Bemühungen um Schoeps Bestand hat. Wichtiger ist es, ihn als konservativen Denker und beispielhaften Preußen zu bewahren, der den Glauben an eine Rettung Deutschlands nie aufgegeben hat.

Erik Lehnert

Intellektuelle Gegenmilieus erwünscht

Wolf Wagner: *Tatort Universität. Vom Versagen deutscher Hochschulen und ihrer Rettung*, Stuttgart: Klett-Cotta 2010. 188 S., 16.90 €

Die Kritik am Bologna-Prozeß teilt sich in zwei feindliche Lager: Die einen halten »Bologna« für einen Anschlag auf die Universität im Humboldtschen Sinne, die anderen befürworten die Reformziele im Prinzip und sehen in der verfehlten Umsetzung in Deutschland professorale Sabotage am Werk. Wolf Wagner, ehemaliger Rektor der Fachhochschule Erfurt, gehört zur zweiten Gruppe. Seiner Auffassung nach sind Kreativität und Innovation der Generalschlüssel für die wirtschaftliche Konkurrenzfähigkeit eines Landes ebenso wie für die von Humboldt angestrebte »Menschenbildung«, ein Widerspruch zwischen Bologna und Humboldt also nicht möglich. Wagners zehn Regeln für eine »kreative Hochschule« machen einen unsympathischen Eindruck: weniger Wissensvermittlung, mehr Kompetenzorientierung, demokratische Verwaltung der Hochschule und ihre Öffnung »nach unten«. Die Ausführungen Wagners sind aber trotz einiger blinder Flecke (einseitig negative Wertung der Funktion von Auslese sowie latente Männerfeindlichkeit) durchaus diskutabel. Sein Vorbild ist das US-Hochschulsystem, das einem hohen Prozentsatz eines Jahrgangs ein Studium ermöglicht, dabei aber gleichzeitig Hochbegabtenförderung betreibt. Das kann dann natürlich nur heißen – Wagner stellt das selbst auch fest –, daß zur Öffnung nach unten eine ebensolche nach oben hinzukommen und mit dem Prinzip der Elite-Universität Ernst gemacht werden müßte. Am interessantesten ist das Buch da, wo es um das Problem der Elitenzuwahl der Professorenschaft geht, die Wagner treffend mit der Negativauslese bei der Rekrutierung kommunistischer Politbüros vergleicht. Wagners Vorschlag, Berufungsentscheidungen dem Hochschulpräsidenten auf der Grundlage externer Gutachten zu geben, wäre ein Schritt in die richtige Richtung, löst aber das institutionelle Grundproblem nicht. Um so größere Bedeutung kommt der von Wagner ebenfalls beschriebenen Vernetzung Andersdenkender zu, die eine »kreative Subkultur« und ein »intellektuelles Gegenmilieu« bilden und den eigenen Positionen dadurch Gewicht verleihen – nur zu!

Johannes Ludwig

Wir stehen selten auf

Alain Felkel: *Aufstand. Die Deutschen als rebellisches Volk*, Bergisch-Gladbach: Lübbe 2009. 608 S., 22.99 €

Dem Deutschen wird nachgesagt, daß er eine Bahnsteigkarte löse, bevor er in revolutionärer Absicht den Bahnhof besetzt. Eine bestehende Ordnung ist trotz aller Mängel, über die man sich empören kann, immerhin eine Ordnung. Die preußische Erziehung mag ein übriges zu solcher Zurückhaltung vor Umstürzen beigetragen haben, und so kommt es, daß die deutschen Aufstände von 1848, 1919 oder 1989 auf den Betrachter nicht explosiv wirken, sondern wie ein vehementes Drängen. Den Vorgängen fehlt die Blutrünstigkeit, das hemmungslos Aufgeputschte, es fehlen der Mob und die Massakrierung mit Symbolwirkung. Manch einer wünscht sich noch zwanzig Jahre nach der friedlichen Revolution, daß damals die ein oder andere Laterne als Galgen gedient haben möge – jedoch, wieso? Es ist uns Deutschen sehr zu eigen, sich nach Umbrüchen nicht abzureagieren. Man greift also gespannt nach Alain Felkels Buch *Aufstand*, das die Deutschen als rebellisches Volk beschreiben möchte. Der Autor bemüht elf Ereignisse, beschreibt szenisch deren Verlauf und wertet ein bißchen. Arminius eröffnet gegen die Römer den Reigen, der Heide Widukind kämpft gegen die christlichen Franken, auf den Bauernkrieg folgen der Aufstand der schlesischen Weber und die bürgerliche Revolution von 1848. Der Erhebung von 1953 und der von 1989 sind eigene Kapitel gewidmet, und auch ein Kuriosum fehlt nicht: der Fettmilchaufstand von Frankfurt (1612–1614), eine ganz bürgerliche Angelegenheit. Flüssig geschrieben, das Ganze, aber: Es fehlt die Klammer, der Stoff ist nicht bewältigt. Verdeutlichen kann man das leicht an einer unbegreiflichen Fehlstelle: Warum hat Felkel die Befreiungskriege gegen Napoleon weggelassen? In diesem Aufstand bündelt sich doch all das, was für die deutsche Art des Umbruchs so typisch ist: eine Erlahmung der alten Ordnung im Vorfeld, das Auftreten eines neuen Typs (Gneisenau u.a.), der im Revoltieren bereits die neue Ordnung entwickelt, ein Zusammenwirken von Führung und Volk. So war es bei Arminius, so war es gegen Napoleon, so war es – mit Abstrichen – 1989: keine Spaltung des Volks, sondern ein Aufstand gegen Besatzer – gegen die Römer, gegen die Franzosen, gegen die Sowjetunion. Revolutionäre Reform unter Druck sozusagen; kein Exzeß mit Katerstimmung am andern Tag, wenn keiner weiß, wie es nun weitergeht. Solchen Fragen nachzugehen und das Typische am deutschen Aufstand herauszuarbeiten, wäre die Aufgabe Alain Felkels gewesen.

Götz Kubitschek

Spaemann widersteht

Robert Spaemann: *Schritte über uns hinaus. Gesammelte Reden und Aufsätze I*, Stuttgart: Klett-Cotta 2010. 376 S., 29.90 €

Der Einfluß des Philosophen Joachim Ritter und seiner Schule auf die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik war vor einigen Jahren Thema in den Feuilletons. Aus diesem Kreis sind es vor allem Reinhart Maurer, Odo Marquard und Robert Spaemann, die nach der Gründung vor allem damit beschäftigt waren, der geistigen Schieflage, in die die Bundesrepublik seit den sechziger Jahren geriet, entgegenzuwirken. Dabei zeichnete sie nicht nur eine Sprache aus, die von jedem Interessierten verstanden werden kann, sondern auch das Bewußtsein, der utopischen Überforderung des Menschen etwas entgegensetzen zu müssen. Die gesammelten Reden und Aufsätze Robert Spaemanns stellen sich in diesem Sinne dem »Mainstream« entgegen: »aus theoretischen, aber auch aus ›existentiellen‹ Gründen«. Es sind sowohl frühe Texte zur Philosophie und deren Geschichte als auch spätere Texte zu einzelnen Philosophen und Problemen sowie grundsätzliche Überlegungen zur Kultur der Gegenwart in dem Band enthalten. Es finden sich darin immer wieder Stellen, die Spaemanns Anspruch, widerständig zu denken, ausdrücklich belegen: »Verzögern des Endes ist die Grundstruktur aller humanen Politik. Nicht der ewige, sondern der lange Friede ist ihr Ziel … Politik heißt: wachsames In-Schach-Halten der Tendenzen, die den Ausbruch der ›uralten Verwirrung‹ begünstigen.« Spaemann weiß sich geborgen im Glauben und ist vielleicht gerade deshalb wie kaum ein zweiter daran interessiert, das Selbstverständliche zu hinterfragen. Im Gegensatz zu vielen anderen professionellen Philosophen ist er sich nicht zu fein, wenn nötig, auf das ganz Naheliegende, für jeden sofort Verständliche zu verweisen, ohne damit den Anspruch der Philosophie aufzugeben. Wenn man bedenkt, wie alt Spaemann (Jahrgang 1927) ist, sollten wir uns glücklich schätzen, daß wir ihn noch haben, müssen aber gleichzeitig sorgenvoll in die Zukunft blicken: Wer kommt nach ihm?

Erik Lehnert

Gatto muß es wissen

John Taylor Gatto: *Verdummt noch mal! Der unsichtbare Lehrplan oder Was Kinder in der Schule wirklich lernen*, Bremen: Genius Verlag 2009. 125 S., 12.80 €

In keinem Land der Welt fällt die Befürwortung der Schulpflicht so massiv aus wie in Deutschland. Hier fallen öffentliche und veröffentlichte Meinung zusammen mit dem amtlichen Reglement: Eltern, die Heimunterricht erteilen

wollen (in Deutschland sind es ein paar hundert, weit weniger als etwa in Großbritannien, Frankreich und den USA), werden streng sanktioniert. Die Fälle einiger Familien, die deshalb auswanderten, gingen durch die Medien. Dagmar Neubronner ist Biologin, Psychotherapeutin und Mutter zweier Jungen. Ihre Kinder nennt sie »Freilerner«, das ist eine gewissermaßen verschärfte Form des *homeschoolings*. Klassischen Unterricht gibt es nicht, dennoch schnitten die Kinder bei Prüfungen überdurchschnittlich ab. In ihrem Verlag haben die Neubronners nun ein Manifest der Hausunterrichtsbewegung veröffentlicht, eine Übersetzung von *Dumbing us down* des mehrfach preisgekrönten (»Lehrer des Jahres im Bundesstaat New York«) amerikanischen Pädagogen John Taylor Gatto. Gatto machte sich übrigens einst mit seiner Interpretationshilfe zu *Einer flog über das Kuckucksnest* einen Namen, das Buch ging zwei Millionen mal über die Ladentheke. Mit wenigen Abstrichen (der typische, oft plakative US-Schreibstil stößt gelegentlich auf, zudem läßt sich die Kritik des amerikanischen Schulwesens nicht simpel auf das einst hervorragende deutsche Schulsystem übertragen) ist *Verdummt noch mal!* ein ganz hervorragendes Buch. In fünf Reden bringt Gatto seine Kritik am heutigen Schulwesen auf den Punkt. Es ist interessant zu sehen, daß vieles, was Gatto bereits vor knapp 20 Jahren als Mißstände an den Schulen seines Heimatlandes geißelte, mit einiger Verspätung auch hierzulande Einzug hielt. Beklagt wird die »unendliche Fragmentierung« einerseits des Lernstoffes, anderseits der Gemeinschaft. Die in den Stunden vermittelten Wissensfetzen ermöglichten keinen vertieften, durch Erkenntnisfreude geprägten Zugang zu den Stoffen, die Kinder würden in einer ahistorischen »beständigen Gegenwart« ohne Sinn für Vergangenheit und Zukunft gehalten. »Gesunde Menschen suchen Sinn statt zusammenhangloser Fakten«, schreibt Gatto. Das Leben der Kinder sieht er von zwei Institutionen beherrscht, von der Schule und dem Fernsehen. Beide reduzierten die reale Welt »auf eine unendliche Non-Stop-Abstraktion«. Durch (möglichst ganztägige) Beschulung würden Kinder in »Netzwerken« großgezogen, die den gegensätzlichen Idealen Familie und Gemeinwesen die Lebenskraft entzögen. Da Netzwerke stets nur ein enges Spektrum der Persönlichkeit tangierten, wirkten sie desintegrierend und nur in bezug auf ein einzelnes, fest umrissenes Ziel effizient. Das Netzwerk Schule bringe intellektuell abhängige und gleichgültige Schüler hervor, denen Neugier und Kreativität beizeiten abgewöhnt werde. Gatto schreibt dies alles nicht als weltabgewandter Schwadroneur. »Ich bin Lehrer und gewinne Preise. Ich muß es wissen.«

Ellen Kositza

Weltgeschichte im Winkel

Friedrich Helms: *Tagebuch. Wilhelmshorst 1945*, mit einem Vorwort von Walter Kempowski, hrsg. von Tobias Wimbauer, Hagen-Berchum: Eisenhut Verlag 2009. 211 S., 21.90 €

Als der fünfzigjährige Bankdirektor Friedrich Helms sich 1938 in Wilhelmshorst bei Potsdam ein Wochenendhaus kaufte, ahnte niemand, daß es sieben Jahre später überlebenswichtig werden würde. Im April 1945 ist der Krieg »restlos« verloren, die Berliner Wohnung zerbombt, doch die Helms haben ein eigenes Dach überm Kopf. In der Sprache des 19. registriert der Tagebuchschreiber die Katastrophe des 20. Jahrhunderts, die sich in Gestalt von Flüchtlings- und russischer Soldatentrecks über Wilhelmshorst ergießt. »Der Marsch nach Berlin sollte nun steigen!«, heißt es am 21. Mai. Gemeint ist sein Fußmarsch in die kaputte Hauptstadt. Helms will in seiner Bank nach dem Rechten sehen und unterwegs Lebensmittel beschaffen. Er besucht die Ruhestätte Heinrich von Kleists: »Daß dermaleinst die russische Woge bis an sein stilles Grab am Wannsee spülen würde, hätte sein unbeugsamer Kampfeswille für Deutschlands Freiheit wohl nie geahnt.« Helms ist ein intelligenter Beobachter, der sich ein naives Zutrauen erhalten hat, das ihn im Chaos schützt. Neben tragischen enthält das Tagebuch auch komische Passagen. So zitiert er ein Frühlingsgedicht von Heine, moniert die »recht anfechtbaren Reime« darin und wirft die Frage auf, wie die Welt wohl urteilte, »wenn ich nun meinerseits vom Herbst ähnliche Weisen in gleichem Stile erklingen ließe«. Er macht in grausamer Weise Ernst und legt damit ein skurriles Zeitzeugnis ab. Der 2007 verstorbene Walter Kempowski drückt in seinem Vorwort die Hoffnung aus, mit Büchern wie diesem würde »dem Vergessen Einhalt geboten«. Helms' Tochter Elisabeth, Jahrgang 1925, aus deren Nachlaß der Herausgeber das Tagebuch erwarb, ist 2004 vereinsamt gestorben. Nicht einmal der Todestag steht fest.

Thorsten Hinz

Doppelaxt

Nina Berg: *Die Doppelaxt und ihre religiöse Bedeutung. Herkunft, Geschichte, Symbolik*, Saarbrücken: VDM 2009. 492 S., zahlreiche Abb., 79.00 €

Die Doppelaxt gehört bis heute in Fantasy und Rollenspiel zur Ausstattung der Barbaren, oft überdimensioniert, so daß man sich einen Gebrauch durch Menschenhand kaum denken kann. Die Vorstellung von der Fremdartigkeit dieser Waffe hat eine lange Tradition, geht zurück bis auf die Antike, die die Doppelaxt – griechisch *labrys* – nicht nur mit dem Labyrinth und deshalb der minoischen Kultur, sondern auch mit Randvölkern des Mittelmeerraums und den Amazonen in Verbindung brachte. Was das alte Kreta angeht, so kann man der Untersuchung von Nina Berg entnehmen, daß hier die Doppelaxt wenn nicht als Waffe, so

doch als Emblem, vielleicht als kultisches Werkzeug, eine dominante Rolle spielte. Der Ursprung lag allerdings nicht auf der Insel, sondern eher im Vorderen Orient. Vieles spricht dafür, daß schon im alten Sumer eine Vorform der Doppelaxt Verwendung fand. Funde im heutigen Anatolien sprechen dafür, daß seit dem Neolithikum eine Verbindung zwischen Doppelaxt und Stierkult, Attributen einer männlichen Gottheit, bestanden hat. Ansonsten bleiben die Interpretationen spekulativ, weshalb die Arbeit von Berg sich auf etwa fünfhundert Fundstücke aus der Bronzezeit konzentriert, die akribisch katalogisiert wurden. Gegenüber dieser Leistung wirkt der Darstellungsteil der Arbeit etwas unsicher und allzu fixiert auf die archäologische Spezialliteratur.

Karlheinz Weißmann

Hauptfeind Humanismus

John Gray: *Von Menschen und anderen Tieren. Abschied vom Humanismus*, Stuttgart: Klett-Cotta 2010. 246 S., 19.90 €

Ähnlich wie jüngst Charles Taylor (*Ein säkulares Zeitalter*) erklärt auch John Gray, emeritierter Professor für Ideengeschichte aus England, den Humanismus zum Hauptfeind. Grays Buch ist allerdings schon vor acht Jahren in seiner Heimat erschienen und liegt nun auf deutsch vor. Daß es sich als eines »der wichtigsten Bücher dieses Jahrhunderts erweisen« wird, wie der Umschlag behauptet, ist unwahrscheinlich. Dazu ist es zu unsystematisch (worin vermutlich gerade sein Erfolg begründet liegt). Dennoch ist es eine ungemein lebendig geschriebene Erinnerung daran, daß unser aufgeklärtes Zeitalter fest an Dogmen glaubt, die nicht ernsthaft hinterfragt werden dürfen. Zu diesen Dogmen gehört der Humanismus ebenso wie der Fortschrittsglaube, die jeweils ohne einander nicht denkbar wären. Gray ätzt gegen westliche Werte und menschliche Selbstüberhebung, daß es eine Art hat. Seine Argumentation ist dabei nicht originell, weil er sich mit den Klassikern des skeptischen Denkens einig weiß. Für Moralisten und Idealisten hat Gray demzufolge auch nichts übrig, weil sie es sind, die die Welt zerstören: »Das 20. Jahrhundert hebt sich nicht dadurch von anderen Epochen ab, daß in ihm besonders viele Massaker verübt worden wären, sondern durch die hohen Opferzahlen und dadurch, daß die Tötungen vorgesehen waren, um gewaltige Weltverbesserungsprojekte voranzubringen.« In den Konsequenzen, die Gray zieht, schießt er über das Ziel hinaus, wenn er die Kontemplation empfiehlt, um dem vergeblichen Kreislauf politischen Handelns zu entkommen. Diese Folgerung liegt allerdings in der Natur seiner Argumentation, weil sie den Menschen seiner Sonderstellung und damit auch seiner Verantwortung beraubt. So unterhaltsam die bewußte Einseitigkeit von Gray ist, so beschränkt ist sie auch.

JOHN GRAY

VON MENSCHEN UND ANDEREN TIEREN

Abschied vom Humanismus

Erik Lehnert

Masse ohne Formation ist ein Abfallprodukt

Jean Baudrillard: *Im Schatten der schweigenden Mehrheiten oder Das Ende des Sozialen*, Berlin: Matthes & Seitz 2010. 121 S., 14.80 €

Spätestens im Anschluß an Gustave Le Bons *Psychologie der Massen* setzte sich in weiten Teilen der europäischen Intelligenz die Einsicht durch, daß Menschen ihre positiven, individuellen Eigenschaften verlieren, sobald sie sich in unüberschaubare Gruppen eingliedern. Dann gehen sie sozusagen vom festen in den flüssigen Aggregatzustand über, und ihre glühende Lava überrollt ihre Umgebung. Diese Kritik entwickelte sich vor dem Hintergrund des Entstehens von Massenorganisationen und war damit mit dem bloßen Auge nachvollziehbar. Aufgrund des Zerfalls dieser Formationen erweist sich eine Massenkritik heute als ein deutlich schwierigeres Unterfangen. Der französische Philosoph Jean Baudrillard hat sich 1978 dieser Herausforderung dennoch gestellt und einen wegweisenden Essay geschrieben, der nun von Matthes & Seitz in Deutschland verbreitet wird. Baudrillard beschreibt die Masse als ein »Abfallprodukt«, das nur statistisch und nicht mehr sozial existiert. Damit sei sie »weder ein Ort der Selbstaufhebung noch ein Ort der Explosion, sondern ein Ort der Absorption und der Implosion.« Dieser Ansatz hat weitreichende Folgen: Es gibt ihm zufolge keine schweigende Mehrheit, vielmehr versuchten die Eliten, die Trägheit der Masse krampfhaft, aber erfolglos zu durchbrechen. Jeden Sinn absorbiere diese, indem sie alles sofort ins Spektakuläre wende. Diese Sinnentleerung finde auch im Sozialen, Politischen und Ökonomischen statt. So hätten die Massen »das Soziale in ein individuelles Konsumgut« verwandelt. Der Wohlfahrtsstaat verfehle sein Ziel und begrabe die Idee des Sozialen unter »der Simulation des Sozialen«. Es klingt paradox: »Alle sind vollkommen ausgeschlossen und versorgt, vollkommen desintegriert und sozialisiert.« Baudrillard meint, das Abendland habe jahrhundertelang auf der Grundlage von Explosion und Expansion funktioniert. Übersetzt: Wirtschaftswachstum, ein Geburtenplus sowie die Erschließung neuer Märkte haben zu Macht und Reichtum geführt. Dieser Erfolg basierte auf einer geordneten Lenkung der Energien des Sozialen in Klassen. Damit ist es nun vorbei. »Mass(age) is message«, so der 2007 verstorbene Franzose. Die Massen sind ein Medium, das sich der Steuerung entzieht und »wie ein gigantisches schwarzes Loch (...) alles zu verschlingen droht.«

Felix Menzel

Esther Vilar 75

Sie sei »nicht nur eine Sexistin, sondern auch eine Faschistin«, und ihr Buch habe *Stürmer*-Qualitäten: Drunter ging's nicht für Alice Schwarzer, als sie sich 1971 im Fernsehen ein Rededuell mit der sanft lächelnden Esther Vilar lieferte. Vilars Buch *Der dressierte Mann* verkaufte sich hernach zwar millionenfach, die Autorin jedoch war schlimmsten Anfeindungen von Feminstinnen ausgesetzt, sie erhielt Morddrohungen und wurde von Frauen zusammengeschlagen. Vilar, als Kind deutsch-jüdischer Eltern in Argentinien geboren, flüchtete in die Schweiz, heute lebt sie in London. »Für Frauen bedeutet Liebe Macht, für Männer Unterwerfung«, das war die Kernthese ihres polemischen Hauptwerks, veröffentlicht



zur Hochzeit der Frauenbewegung. »Je mehr er sich ihr anbiedert, desto anspruchsvoller wird sie werden. Je mehr er sie mit Komfort umgibt, desto unmenschlicher wird sie werden, und desto einsamer er selbst.« Das Thema variierte Vilar noch einmal 1981, da schrieb sie in Anlehnung an Ibsens von feministischer Seite breit rezipierte *Nora* das Theaterstück *Helmer oder Ein Puppenheim*. Bis heute publiziert die studierte Medizinerin; in den Neunzigern schrieb ihr Oskar Lafontaine ein Vorwort zu ihrem Plädoyer für eine 25-Stunden-Woche. Am 13. September wird die Vordenkerin einer Politischen Unkorrektheit 75.

Ideengeschichte

Dem »Idioten« auf der Spur sind die Autoren der seit 2007 vierteljährlich bei C.H.Beck erscheinenden *Zeitschrift für Ideengeschichte*. Dabei verfolgen sie in gelehrter wie unterhaltsamer Weise die Entwicklungsgeschichte jenes Begriffes, der in seinem griechischen Ursprung ja noch ganz unverfänglich bloß das »Eigene« oder »Private« bezeichnet, bis er zum Synonym für das Närrische, Schwachsinnige, Pathologische wurde. Diesen Grenzbereich aufzuzeigen und sich dabei zugleich um die Ehrenrettung des Kauzigen zu bemühen, ist allerdings eine reizvolle Sache. Freudig aufhorchend liest man Sätze – so bei Christian Driesen –, die das gesamte Programm der Lust am eigenwilligen Denken enthalten: »Gerade das Unauffällige, die Stille der Begriffsarbeit aber ist notwendig, um den Idioten in philosophischer Hinsicht zu geben: sich den Bewegungen unzeitgemäßer Begriffe zu öffnen, die unerforschten Intensitäten der Dinge zu erkennen, deren zunächst sinnloses Sprühen das Denken zum Denken zwingt, Philosophie in emphatischer, leidenschaftlicher Weise zu betreiben und derart sich der Redundanz der Welt entgegenzusetzen.« – Doch natürlich wissen alle, die solches schreiben, um ihre eigene Narretei, also um die Wirkungslosigkeit ihrer Feststellungen. Denn, wie Alexander Kosenina bemerkt: »Narren mit der Lizenz zur geistreichen Umkehrung etablierter Meinungen und bestehender Ordnungen erfreuten sich einmal weit höherer Wertschätzung als eben jetzt.« Aber gerade das macht es so leicht und freilich auch schick, mit dem »Idioten« zu kokettieren. Im Spiel bleibt, wer sich zum Sympathisanten des »Idioten« bekennt, ohne selber einer zu sein. Folgerichtig rufen die Herausgeber zur Zuversicht auf: »Ob dem Denker, so er denn überhaupt Gehör findet, die Narrenkappe aufgesetzt oder der Lorbeerkranz geflochten wird – dieses Urteil fällt zumeist ›nach Gutdünken‹ aus. Aber die Wagehalse des Denkens sollte das nicht entmutigen.« Das Einzelheft kostet 12 €, Bezug: 089/38 18 97 50 oder bestellung@beck.de

Schillerndes Dunkel

Pünktlich zum alljährlichen Wave-Gotik-Treffen in Leipzig präsentierte der Ploettner-Verlag den großformatigen, 400 Seiten starken und reich bebilderten Prachtband *Schillerndes Dunkel*, der seinem Titel gemäß ein möglichst facettenreiches Bild der »schwarzen Szene« bieten möchte. Das ist dem Herausgeber Alexander Nym auch nachhaltig geglückt, der es schaffte, nicht weniger als 65 Beiträger ins Boot zu holen, darunter Musiker, Journalisten, Künstler, Szenegänger und Veranstalter. Das Spektrum reicht von zum Teil fußnotengespickten Genre-, Stil- und Subkultur-Exkursen über persönliche Bekenntnisse und Reminiszenzen (etwa über die Entwicklung der Szene in der DDR) bis hin zu kulturphilosophischen und -kritischen Essays, zum Beispiel über »Fetisch und Tabu in der postindustriellen Gesellschaft« oder zur Frage, ob Gothic »eine konservative Kulturbewegung« sei. Mit an Bord ist auch *Sezession*-Stammautor Martin Lichtmesz mit einem persönlich gefärb-

ten »Rückblick auf eine Kontroverse«, nämlich die Debatten um die »Rechtslastigkeit« des Neofolk. Mit einem stattlichen Preis von 68 Euro ist *Schillerndes Dunkel* allerdings eher als bibliophiles Sammlerstück konzipiert. Zu erwerben ist es unter www.ploettner-verlag.de.

Österreichisches Jahrbuch

Die »Krise« gehört bei vielen Mitmenschen schon wieder der Vergangenheit an. Da alles irgendwie handhabbar zu sein scheint, sind auch die Debatten um eine Neustrukturierung der internationalen Finanzmarktordnung wieder abgeebbt. Daß das ein Fehler ist, werden wir später alle zu spüren bekommen. Deshalb ist es verdienstvoll, daß der Ökonom Stephan Schulmeister in dem enorm umfangreichen (und stellenweise ebenso langweiligen) *Österreichischen Jahrbuch für Politik 2009* (Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2010. 618 S., 49.90 €) auf diesen Sachverhalt noch einmal hinweist. Finanzkapitalismus definiert er als ein System, in dem Geld selbstreferentiell vermehrt werden soll, so daß es lediglich zur Umverteilung des Geldes (von den Amateuren zu den Profis) kommt. »Aufgrund des fundamentalen ANWN-Gesetzes (›Aus nix wird nix‹) nehmen unter finanzkapitalistischen Rahmenbedingungen typische Krisenerscheinungen zu.« Seine Analyse kommt zu einem naheliegenden, wenig erbaulichen Schluß: »Die systemischen Ursachen der Krise bleiben ausgeblendet. Denn diese wahrzunehmen, hätte für die Eliten eine unerträgliche ›kognitive Dissonanz‹ verursacht, hat man doch mehr als 20 Jahre gepredigt, daß freie Märkte nicht systematisch irren können.«

Luftkrieg

Diesen Sommer ist es 70 Jahre her, daß die britische Royal Air Force mit der Bombardierung deutscher Innenstädte begann. Allein im August/September 1940 wurde das zivile Berlin achtmal aus der Luft angegriffen. Der »historische Kontext« wurde über Jahrzehnte vielfach beleuchtet, die Opfer des angloamerikanischen *moral bombing* hingegen erst spät und spärlich. Die Rede vom »Fanal Dresden« letztgültig zu entkräften, hat sich eine elfköpfige Historikerkommission bemüht, deren ausführliche Berichte nun gedruckt vorliegen.(Rolf-Dieter Müller u.a.: *Die Zerstörung Dresdens am 13./15. Februar 1945. Gutachten und Ergebnisse der Dresdner Historikerkommission zur Ermittlung der Opferzahlen*, Göttingen: V&R Unipress 2010. 233 S., 31.90 €). Die Rede ist nicht mehr von 350.000 Toten wie noch Jahrzehnte nach dem Inferno, auch nicht von den 100.000, die die antifaschistische DDR-Sichtweise zugestand, sondern von etwa 25.000 Toten. Für die Fülle an Material und Berichten, das der Zahl entgegensteht, hat Rolf-Dieter Müller eine Prise Zynismus übrig: Er habe Verständnis für die Kinder von damals, die den erlebten Schrecken mit fiktiven Zahlengrößen zu fassen versuchten. Kritiker sprechen von einem Gefälligkeitsgutachten, um den kostenintensiven Kampf gegen die »braune Gefahr« zu begründen.

Jakob Streit 100

Am 23. September 2010 wäre der Schweizer Künstler Jakob Streit 100 Jahre geworden. Er starb 2009 in seinem Geburtsort in Spiez. Streit arbeitete zunächst als Lehrer, daneben war er als Musiker, Theaterschauspieler und Opernregisseur tätig, 1947 bis 1952 inszenierte er die *Tell*-Festspiele in Interlaken. Vortrefflich (und durch-



weg wunderbar illustriert) sind Streits über 30 Kinderbücher, die in zahlreiche Sprachen übersetzt und vorwiegend von anthroposophischen Verlagen publiziert wurden. Bereits in der achten Auflage und nun in neuem Gewand ist im Verlag Freies Geistesleben seine Sammlung von Heiligenlegenden (*Ich will dein Bruder sein*, mit Scherenschnitten von R. Marti, Stuttgart 2010. 150 S., 14.90 €) erschienen. Streits Ton, gütig und autoritativ zugleich, ist unnachahmlich. Stets geht es ihm darum, gewissermaßen aus den Urgründen zu schöpfen und seine jungen Leser zu einem vertieften Verständnis von Natur und Menschlichkeit zu führen. Weitere hervorragende Bücher sind *Das Bienenbuch* (Streit war Imker), *Louis Braille. Ein blinder Junge erfindet die Blindenschrift*, seine Schutzengelgeschichten *Im Rosenhaus* und die Nacherzählung von Mozarts *Zauberflöte*.

Deutsche Erfindungen

Bis heute sind die Deutschen unter anderem ein Volk der Tüftler und Bastler. In einem kurzweiligen und reich bebilderten Büchlein führt die 24jährige Studentin Christa Lung (*Eckartschrift 197*, Wien 2009. 110 S., 8.20 €) über 100 deutsche Erfinder und ihre Innovationen auf. Der Buchdruck Gutenbergs sowie die Flugpioniere Graf Zeppelin und Otto Lilienthal dürften zu den geläufigeren zählen, Lung porträtiert auch Katharina Paulus (Faltfallschirm), Ottomar von Mayenburg (Zahnpasta), Melitta Bentz (Kaffeefilter), Karlheinz Brandenburg (MP3) und Martine Kempf (stimmgelenkter Rollstuhl). Europaweit werden immer noch die meisten Erfindungen in Deutschland patentiert.

Überführt

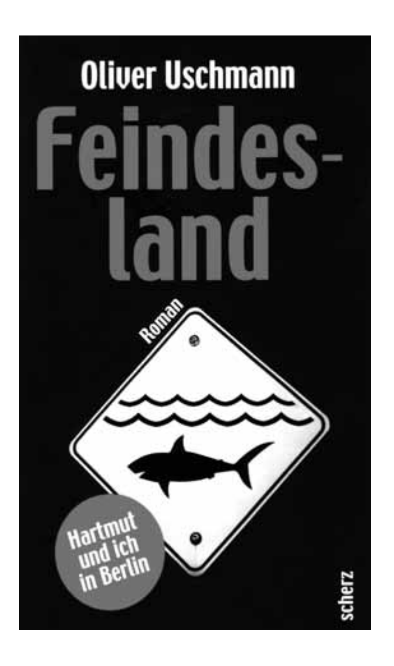
»Trajekt« ist ein eher ungewohnter Begriff. Er bezeichnet die »Überführung«, »Weiterleitung«, womit wohl im Fall der Zeitschrift *Trajekte* die Überführung von Wissen, die Weiterleitung von Informationen aus der Vergangenheit in die Gegenwart gemeint ist. Die aktuelle Nummer 20 der »Zeitschrift des Zentrums für Literatur- und Kulturforschung Berlin« befaßt sich konkret mit dem Wissen, das im ZfL über Jacob und Susan Taubes angesammelt wurde, und das an die Öffentlichkeit weitergeleitet werden soll. Wie groß das Interesse der Öffentlichkeit ist, bleibt dahingestellt, aber jedenfalls werden alle, die sich mit Carl Schmitt befassen, aufmerken – angesichts der angekündigten (und hier vorgestellten) Herausgabe des Briefwechsels zwischen CS und Jacob Taubes, den »messianischen Irrwisch«. Bezug: ZFL, Schützstraße 18, 10117 Berlin, litera@zfl.gwz-berlin.de oder 030/2 01 92 173

Zwielichtig

Zuerst kam *Sigill*, darauf *Zinnober*, dann *Zwielicht*, die jüngste Metamorphose des traditionsreichen, inzwischen fast zwanzig Jahre alten Fanzines der Neofolk-Szene unter der Ägide des Dresdeners Stephan Pockrandt. Nach beinah dreijähriger Wartezeit ist nun Nummer 4 erschienen, und ob es eine Fortsetzung geben wird, steht nach Auskunft des Herausgebers »in den Sternen«. Vom Seitenumfang her schmaler als frühere Ausgaben, bietet das neue Heft mit dem neugewählten, auf einen länger zurückliegenden Angriff der *Süddeutschen Zeitung* anspielenden Untertitel »Irritation Subversion Auflösung« für einschlägig Interessierte ein Highlight nach dem anderen. Allen voran ein überaus intelligentes und inspirierendes Interview mit der Kultband Ianva aus Genua. Auch die alte Garde ist wieder vertreten: Der Überpate des Neofolk, Douglas P. (Death in June) schreibt einen nostalgischen und amüsanten Rückblick auf seine Lieblingsplatten, und die legendären Blood Axis sprechen über ihr Comeback-Album »Born Again«. Abseits der Musik gibt es ein Interview mit dem Maler und »ästhetischen Beobachter« Dennis Rudolph, dem Schöpfer einer enigmatischen »deutschen Ahnengalerie«, und mit Thomas Michael, dem Kopf hinter dem Modelabel »Lotte in Moskau«, das schöne Seidenschals mit ornamental arrangierten Flugzeugen im Sturzflug und »oberschwäbischen Bombenlegern« anbietet. Zu beziehen ist das Heft für 5 € unter www.neofolk.de.

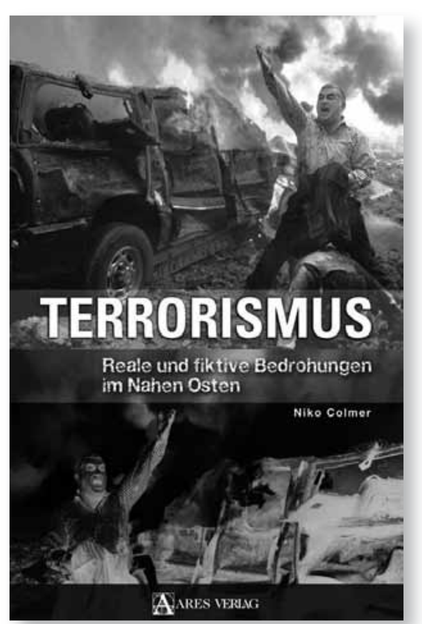
Hartmut und ich

Hin und wieder (um nicht zu sagen: in regelmäßigen Abständen) wird unter jungen Rechten der Ruf laut nach einer eigenen Literatur, die diesen Namen verdiente. Vielleicht denkt der Rufer da an den Sezierblick Ernst Jüngers (bloß halt ohne Weltkrieg 1.0) oder an den Schnodderton Joachim Fernaus, der mit jedem und allem auf du und du war und – obgleich rechter Gesinnung – damit die Respektlosigkeiten des Regietheaters vorwegnahm. Vielleicht richtet sich die Hoffnung auch auf etwas ganz anderes, neues, auf ein Kunstwort oder auf eine aus unserer Gegenwart abgeleitete Kunstwelt gar.
Es scheint, als sei – im Gegensatz zu uns Rechten – für die Libertären (jenen Anarchokapitalisten aus dem Umfeld der Zeitschrift *eigentümlich frei*) die Suche vorbei. Wenn uns nicht alles täuscht, haben sie in Oliver Uschmann nicht nur einen Literaten nach ihrer Façon gefunden, sondern sogar den Schöpfer jener Kunstwelt, von der oben die Rede war: *HUI-Welt* heißt das Kunstwort, das diese Welt bezeichnet, »Hartmut und ich« lautet die Übersetzung dieses Akronyms.



Der Ich-Erzähler und sein bester Freund Hartmut sind Libertäre, daran besteht nach der Lektüre des jüngsten Romans (*Feindesland,* Frankfurt: Scherz 2010. 400 S., 14.95 €) kein Zweifel mehr. Präziser ausgedrückt: In diesem fünften Roman der HUI-Reihe sind die beiden Hauptpersonen samt ihren Freundinnen erst so richtig zu Libertären geworden, zu Leuten, die – wie es Oliver Uschmann in einem Interview ausdrückte – »das Recht auf Selbstbestimmung und Unvollkommenheit« für sich einfordern und praktizieren: »Hartmut ist ein Individualanarchist«.
Genug geraunt, klare Worte: Uschmann nimmt in einer bitterbösen, von schwarzem Humor getränkten Utopie die Überbürokratisierung des Staates aufs Korn: Ökodiktatur könnte man das auch nennen, gepaart mit hemmungsloser Gleichmacherei und einem von Gutmenschen getragenen Spitzelsystem namens »BürgerVZ«. Daß Uschmann es nicht bei den mittlerweile fünf Büchern beläßt, sondern gemeinsam mit seiner Frau eine ganze HUI-Welt im Internet realisiert hat, folgt wiederum genau jener anarchokapitalistischen Einstellung, die in den Büchern so plausibel erscheint. Daß daraus Kult werden soll und aus dem Kult eine sprudelnde Geldquelle, bekennt Uschmann im Interview offenherzig. Konsequent, das Ganze.
Zur HUI-Welt: www.hartmut-und-ich.de

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE



ISBN 978-3-902475-80-0
Niko Colmer
TERRORISMUS
Reale und fiktive Bedrohungen im Nahen Osten
184 Seiten, zahlr. Abbildungen, Hc.
€ 19,90

Nicht erst seit 9/11 geht im Westen die Angst vor dem Terror um, dessen Ursache im arabisch-islamischen Raum liegt. Der Autor, Journalist und intimer Kenner der Szene im Nahen Osten, beschreibt lebendig, was und wer sich hinter Organisationen wie Hisbollah, Hamas, Hisb ut-Tahrir oder der geheimnisumwobenen El Kaida verbirgt. Colmer fragt – auch in Interviews mit führenden Repräsentanten von Organisationen, die als terroristisch gelten – nach den wahren Ursachen des Terrors. So wird deutlich, warum die westliche Anti-Terror-Strategie zum Scheitern verurteilt ist.



ISBN 978-3-902475-68-8
Stefan Hug
HOLLYWOOD GREIFT AN!
Kriegsfilme machen Politik …
184 Seiten, Hc.
€ 19,90

Filme aus Hollywoods Traumfabrik dienten nicht nur der Unterhaltung – sie machten auch Politik. In Kriegszeiten stimmten sie das Volk auf die Auseinandersetzungen ein, verteidigten die eigenen Ziele und verteufelten den Feind. In beiden Weltkriegen, im Korea-, Vietnam- oder im Irak-Krieg, im Kalten Krieg oder nach 9/11 sollten Filme wie „Casablanca", „Top Gun" oder „Inglourious Basterds" die Menschen motivieren und ihnen eine gültige Interpretation der Geschichte liefern. Der Autor zeigt, wie Hollywood viele seiner Filme politisch instrumentalisierte.



ISBN 978-3-902475-38-1
Claus M. Wolfschlag
TRAUMSTADT UND ARMAGEDDON
Zukunftsvision und Weltuntergang im Science-Fiction-Film
240 Seiten, zahlreiche Farb- und S/W Abbildungen, Hc.
€ 19,90

Nicht in allen Science-Fiction-Filmen erscheint die Zukunft als technisches Wunderland. Viele Filme gehen davon aus, dass unser liberal-kapitalistisches System in eine dunkle Zukunft führt, die von Umweltkatastrophen, totalitärem Machtmissbrauch oder einem Zerfall der Gesellschaft in Bürgerkrieg geprägt ist. Hinter der Action-Fassade vieler SF-Filme findet sich grundlegende Kulturkritik.



ISBN 978-3-902475-65-7
Norbert Borrmann
„KULTURBOLSCHEWISMUS" ODER „EWIGE ORDNUNG"
Architektur und Ideologie im 20. Jahrhundert
198 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Hc.
€ 19,90

Flachdach oder Steildach, Symmetrie oder Asymmetrie, gegliederte oder ungegliederte Fassade, landschaftlich verortetes Bauen oder internationaler Stil? Architektur hat im 20. Jahrhundert viel mit Ideologie zu tun. Gegen das Stilwirrwarr des Historismus wenden sich nicht nur Modernisten, sondern auch Vertreter der klassischen „ewigen Ordnung". Doch ihre Antworten sind grundverschieden. Ist Ornament wirklich, wie Adolf Loos sagte, ein „Verbrechen"? Glauben wir heute noch Le Corbusier, daß die Städte vor allem „maschinengerecht" werden müssen?

Briefe an Alle und Keinen

Liebe Kameraden von npd-oberpfalz-opposition, danke für Eure *mail* vom 7. Juli 2010 n. Chr., sie ist aufschlußreich. Ihr werft darin Eurem Kameraden Wiener aus Regensburg vor, daß er bei einer Priesterweihe der »volksfeindlichen Bruderschaft Pius« war und sich dabei, ins Gebet versunken, auch noch ablichten ließ – Grund genug für eine Rücktrittsforderung Eurerseits, denn: »Die postulierten Inhalte der Christenheit (Familie, Lebensrecht, Gläubigkeit usw.) sind viel tiefer im europäischen Menschen verwurzelt und haben mit dem artfremden Christentum wenig zu tun. Daß das stets gegen die Naturerkenntnis agierende Christentum in Europa seine Blüte erlebte, liegt an der Religiosität der germanischen Völker, die von den christlichen Konfessionen nur adaptiert wurde.« Alter Verwalter! Wir wollen jetzt gar nicht behaupten, daß man das nicht so sehen darf: Gottes Tierpark ist groß, jeder findet sein Gehege – und wenn nicht, ist es ihm natürlich gestattet, den so oder so schon kleinen Käfig nach Kräften in Ein-Mann-Parzellen aufzuteilen. Klappt's auch wirklich? Hier noch ein paar spaltende Fragen zur beliebigen Verwendung und Verbreitung: Ist unter uns ein schwuler Heide? Hat einer von npd-opposition-oberpfalz schon mal einen Döner gegessen? Liest einer gar das Weicheier-Blättchen *Sezession*?

auch einsam,
Eure Redaktion

Genderer! GendererInnen!
Es ist doch sehr er/siefreulich und er/siestaunlich, wie fleißig Ihr seid! Eine Fülle an Er/Siekenntnissen präsentiert Ihr dem Publikum an Neuer/siescheinungen diesen Herbst. Längst habt Ihr die Nischen verlassen und mit Euren wissenschaftlichen Er/siegüssen auch große Verlagshäuser erreicht. Tolle Titel, Wahnsinn! *Geschlecht-Macht-Klima. Feministische Perspektiven auf Klima und gesellschaftliche Naturverhältnisse* habt Ihr für uns etwa untersucht, oder: *Gender & Häuserkampf: Genderspezifische Aspekte und antipatriarchale Kämpfe in der Häuserbewegung*, daneben *Geschlechter(sub)texte der Shoah* und *Soziale Praktiken der Raumproduktion von Drag Kings und Transgender* oder, ganz fantastisch: *Geschlecht anders gestalten: Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten.* Tüchtig, Leute! Euch ist aber klar, daß es da noch wissenschaftliche Desiderate gibt, oder? Nach wie vor liegen weder zur Geschlechterhierarche innerhalb des Diskurses zur Einführung der Sommerzeit eingehendere Betrachtungen vor noch zum Gleichstellungsmanagement im Stahlbetonbau. Wohl zu heiß, selbst für Euch? Von einer Analyse zu *doing gender* im Religionsunterricht für Berufsschulklassen ganz zu schweigen. Und, mal ehrlich, mit FrauenHygiene zu Beginn der Spanischen Erbfolgekriege hat sich auch noch keine/r von Euch befaßt! Also fix: Verbliebene Scheuklappen ablegen, auf den Hintern gesetzt und ran an die Töpfe! Solange sich die Schreibweise Genda noch nicht etabliert hat, ist das Klassenziel noch nicht erreicht!

Alles geben!
Sezession

Lieber Mesut Özil, die Weltmeisterschaft ist vorbei, Sie haben ab und an den tödlichen Paß gespielt und nach dem 3:0 gegen Argentinien das 4:0 aufgelegt. Außerdem gelten Sie nun als Vorzeigemigrant, weil sie sich trotz vollständig türkischer Wurzeln auf dem Fußballplatz klaglos in ein deutsches 4-2-3-1- oder 4-3-3-System integriert haben. Auch mehrten Sie den Ruhm der Nationalmannschaft, weil Sie ein Tor erzielt haben. Nun geschah dies alles ja nicht bloß gerade für die Ehre: Auch Ihr persönlicher Stern stieg, und der Pegelstand auf Ihrem Sparbuch ebenfalls. Ist schon grandios, was unsere Nation ihren Einwanderern so alles bietet. Jetzt fragen wir uns aber zuletzt doch, warum Sie beim Absingen der Nationalhymne (die Arme um Schweini und Poldi gelegt) die Goschen nicht aufkriegten, um mitzusingen. Aus Respekt vor Ihren Eltern, sagen Sie? Junge, man kann doch nicht nur die Kohle mitnehmen! Entweder-Oder! Sie gehören jetzt zu uns! Und außerdem: Ab nach Hause und mal sauber nachgeforscht, wer aus Ihrer Sippe vormals die Armenier mit in die Wüste treiben half. Aufarbeiten, Mesut, ja sagen zu den dunklen drei Jahren – und dann die Geschichte abschütteln wie ein altes Hemd: Danach gibt's keinen Respekt mehr und es singt sich noch mal so gut.

4-3-2-1,
Sezession

Lieber kasselkid89@, wir verdanken Ihnen die Möglichkeit, nun einmal einen Brief abzudrucken, der nicht an Alle und Keinen, sondern ausdrücklich an uns gerichtet ist. Bitte entschuldigen Sie, daß wir das Lektorat in diesem Falle ausgebremst haben.

Ihrem *Session.*

»He, ihr Penner von sezesson.de, ihr habt nur Scheiß im Kopf, und das ihr das schreiben dürft hier ist nicht normal. Kein Fußbreit dem Faschismus, ihr Schwuchteln, wir hauen euch in die fresse glaubs nur wenn wir euch kriegen. Hoch auf die internationale, Bewegung, aktonsgruppe migrantInnen kassel-stadt.«

Daher ist es auch von hohem Wert, daß alles, was auf der Welt an Gedanken vorhanden ist, in Deutschland noch einmal durchdacht, das heißt, auf deutsche Schiffe geladen wird. Und daher besitzt auch alles, was durch Denken entstanden ist, einen mittelbaren Lebens-, also Kampfwert, insofern es von einer kriegerischen Grundhaltung zur Rüstung verwandelt werden kann. Ein Beispiel ist die Technik, in der nicht die kleinste Erfindung gemacht werden kann, die nicht ihr verborgenes *potentiel de guerre* besitzt. Ihre Sprache klingt grundverschieden, je nachdem, ob es der Händler oder der Krieger ist, der sich ihrer bedient.

aus Ernst Jünger: *Das abenteuerliche Herz*, I. Fassung, 1929

www.sezession.de